1912 Nr. 1



26. April 1912

Verhandlungen

des

Vorstandes

des

Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees

E. V.

wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft

Berlin NW., Unter den Linden 43

Organisation und Mitgliedschaft
des
Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees.

In Verbindung mit dem Reichs-Kolonialamt, dem Reichsamt des Innern und dem Ministerium für Handel und Gewerbe fördert das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee die Kolonialwirtschaft und damit die heimische Volkswirtschaft.

Die Unternehmungen des Komitees erstreben insbesondere:

1. Die Deckung des Bedarfs Deutschlands an kolonialen Rohstoffen und Produkten aus den eigenen Kolonien zur Schaffung einer breiteren und gesicherteren Grundlage für den heimischen Gewerbefleiss.
2. Die Entwicklung unserer Kolonien als neue sichere Absatzgebiete für den deutschen Handel und die deutsche Industrie und im Zusammenhange damit die Einführung neuer Maschinenindustriezweige, z. B. für die tropische Landwirtschaft, in Deutschland.
3. Den Ausbau des Verkehrs mit und in den Kolonien, insbesondere eines kolonialen Eisenbahnnetzes, sowie die Schaffung einer rationellen Wasserwirtschaft in den Kolonien.
4. Eine deutsche Siedlung in den Kolonien.

Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee ist am 18. Juni 1896 begründet und besitzt die Rechte einer juristischen Person.

Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee unterhält eine Zentralstelle in Berlin und Zweigniederlassungen in den Kolonien. Für das Baumwollversuchswesen besteht seit 1906 die „Baumwollbau-Kommission", für kolonial-technische Fragen seit 1910 die „Kolonial-Technische Kommission" und zur Förderung der Kautschuk- und Guttapercha-Produktion in den Kolonien seit 1911 die „Kautschuk-Kommission".

Die Unternehmungen des Komitees werden durch die Reichsregierung, die Wohlfahrtslotterie zu Zwecken der Deutschen Schutzgebiete, Handelskammern, Städte, Banken, kaufmännische und industrielle Körperschaften und Vereine, Missionen, koloniale Gesellschaften und Institute tatkräftig gefördert.

Die Mitgliedschaft des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Berlin NW., Unter den Linden 43 (Mindestbeitrag M 15,— pro Jahr), berechtigt a) zu Sitz und Stimme in der Mitgliederversammlung; b) zum Bezug der Zeitschrift „Der Tropenpflanzer" mit wissenschaftlichen und praktischen Beiheften; c) zum Bezug der „Verhandlungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees"; d) zum Bezug des „Wirtschafts-Atlas der Deutschen Kolonien" zum Vorzugspreise von M 4,50; e) zum Bezug der Kolonialen Volksschriften; f) zur freien Benutzung des Kolonial-Wirtschaftlichen Archivs.

Geschäftsstelle des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees,
Berlin NW, Unter den Linden 43.

Verhandlungen des Vorstandes des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees E. V.

wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft

Berlin NW., Unter den Linden 43.

Anwesend: Vom Reichs-Kolonialamt Geh. Ober-Reg.-Rat Habet, Geh. Reg.-Rat Dr. Busse; vom Hamburgischen Kolonialinstitut Reg.-Rat Zache; vom Centralverband Deutscher Industrieller der Vorsitzende, Landrat a. D. Rötger; vom Bund der Industriellen Dr. R. Schneider; von der Kolonial-Abteilung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft der Geschäftsführer Dr. Hillmann; ferner Seine Hoheit Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, Kaiserlicher Gouverneur von Togo; Konsul F. Bickel; John Booth; Erich Fabarius; Exzellenz Freiherr v. Gayl, General der Infanterie z. D.; Gouverneur a. D. Dr. Gleim; Dr. Kandt, Resident von Ruanda—Deutsch-Ostafrika; Reg.-Baumeister Meyer, Direktor des Vereins Deutscher Ingenieure; Geh. Reg.-Rat Dr. Zacher, Direktor im Kaiserlichen Statistischen Amt.

Vom Vorstande: Karl Supf, Vorsitzender; Dr. Arendt, M. d. R.; C. von Beck, Direktor der Neu Guinea Compagnie; Gouverneur a. D. v. Bennigsen, Vorstand der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika; Rittergutsbesitzer von Böhlendorff-Kölpin, M. d. R. u. M. d. A.; Chr. v. Bornhaupt; Carl Dimpker, Kgl. Württembergischer Konsul, Präses der Handelskammer Lübeck; Prof. Dr. Dove; Paul Fuchs, Direktor der Lindi-Kilindi-Gesellschaft; Dr. Georg Hartmann; Freiherr von Herman-Schorn; Dr. Hindorf, Direktor der Safata-Samoa-Gesellschaft und der Samoa-Kautschuk-Compagnie, A. G.; Fr. Hupfeld, Direktor der Deutschen Togogesellschaft; Assessor Dr. E. Kliemke, Direktor der Ostafrikanischen-Eisenbahngesellschaft; Direktor C. Ladewig, Vorsitzender der Vereinigung Kameruner Pflanzungen; Direktor C. J. Lange, Vorsitzender des Verbandes Deutsch-Ostafrikanischer Pflanzungen; Geh. Hofrat Prof. Dr. Hans Meyer; Eisenbahndirektor Paul Mittelstaedt; Geh. Hofrat Prof. Dr. A. von Oechelhaeuser; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Paasche, I. Vize-Präsident des Reichstags; Amtsgerichtsrat Schwarze, M. d. R.; Prof. Dr. Claus Schilling, Leiter der Tropenabteilung des Kgl. Instituts für Infektionskrankheiten; J. K. Vietor; Prof. Dr. O. Warburg; J. J. Warnholtz, Vorstand der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft; Theodor Wilckens; Schriftführer Dr. Matthiesen.

Tagesordnung.

Berlin, den 3. Juni 1912.

Wir erfüllen hiermit die traurige Pflicht, unseren Mitgliedern von dem am 3. Mai plötzlich erfolgten Ableben unseres langjährigen Vorstandsmitgliedes Herrn Gouverneur a. D. v. Bennigsen, der sich an den vorliegenden Verhandlungen des Vorstandes noch mit regem Interesse beteiligt hat, Kenntnis zu geben.

Die ständige Mitgliedschaft des Komitees hat die Freie und Hansestadt Bremen übernommen.

Dem Komitee sind ferner folgende körperschaftlichen Mitglieder beigetreten:

Handels-, Handwerks-, Gewerbe- und Landwirtschafts-Kammern. Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg, Berlin; Handwerkskammer Cöln; Landwirtschaftskammer für die Provinz Sachsen, Halle a. Saale; Hamburgische Gewerbekammer, Hamburg; Handelskammer Hildesheim; Handelskammer Lüneburg; Handelskammer Magdeburg; Handelskammer Stolberg (Rheinland).

Städte. Stadt Bielefeld; Stadt Bochum; Chur- und Hauptstadt Brandenburg (Havel); Königliche Haupt- und Residenzstadt Dresden; Stadt Harburg (Elbe); Stadt Mühlhausen i. Thür.; Stadt Posen; Stadt Straßburg.

Banken. Bank-Commandite Lowinsky & Co., Beelitz (Mark); Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp, Aktiengesellschaft, Meiningen; Bergisch-Märkische Bank, Elberfeld; Deutsche Afrika-Bank, Aktiengesellschaft, Hamburg; Deutsche Orientbank Aktiengesellschaft, Berlin; Deutsche Palästina-Bank, Berlin; Friedmann, Bleibtreu & Co., Berlin; Gebrüder Hammerstein, Bankgeschäft, Berlin; Kolonialbank Aktiengesellschaft, Berlin-Hamburg; Kopetzky & Cie., Berlin; Laupenmühlen & Co., Berlin; Mendelssohn & Co., Berlin; Metallbank und Metallurgische Gesellschaft, Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main; A. Molling, Bankgeschäft, Berlin-Hannover; Mülheimer Bank, Mülheim (Ruhr); L. Pfeiffer, Bankgeschäft, Cassel; A. Schaaffhausen'scher Bankverein, Berlin; Schlubach, Thiemer & Co., Hamburg; Stern & Co., Bankgeschäft, Hannover; A. E. Wassermann, Königl. Bayrischer Hofbankier, Bamberg-Berlin; Louis Wolff Commandit-Gesellschaft, Lübeck.

Wissenschaftliche Institute, Kaufmännische und Industrielle Körperschaften. Koloniale Abteilung des Geographischen Instituts der Königlichen Universität Berlin; Preußische höhere Fachschule für Textilindustrie, Spinn- und Webschule, Crefeld; Verband Südwestdeutscher Industrieller, Mannheim; Verein Deutscher

Werkzeugmaschinenfabriken, Cöln; Verein Merkur, Kaufmännischer Verein E. V., Nürnberg.

Industrie- und Handelsfirmen. Eisenwerk Weserhütte Schuster & Krutmeyer, Bad Oeynhausen; Farbwerke vorm. Meister Lucius & Brüning, Höchst a. Main; Staackmann, Horschwitz & Co., Hamburg; C. G. Tietzens Eidam, Bautzen; Freiherrlich von Tuchersche Brauerei Aktiengesellschaft, Nürnberg.

Koloniale Firmen und Vereine. Afrikanische Kompagnie, Aktien-Gesellschaft Berlin-Kamerun; Bremer Nordwest-Kamerun-Ges. m. b. H., Bremen-Kamerun; Bremer Tabakbau-Gesellschaft Bakossi m. b. H., Bremen-Kamerun; »Dekawe«, Deutsche Koloniale Wirtschaftsvereinigung G. m. b. H., Pankow-Berlin - Deutsch-Ostafrika; Deutsch-Ostafrikanische Plantagen- und Bergbaugesellschaft m. b. H., Bonn-Deutsch-Ostafrika; Deutsche Diamanten-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Deutsch-Südwestafrika; Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Hildesheim; Deutsche Kolonialgesellschaft, Abteilung Liegnitz; Deutsche Kolonial-Kapok-Werke m. b. H., Rathenow; Deutsche Tabakbau-Gesellschaft Kamerun m. b. H., Frankfurt a. M.-Kamerun; Farm Mabungu, G. m. b. H., Berlin-Deutsch-Ostafrika; Forsayth Gesellschaft m. b. H., Hamburg-Neu-Guinea; W. Hintzmann & Co., Frankfurt a. M.-Ostafrika; Koloniale Bergbau-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Deutsch-Südwestafrika; The Lewa Rubber Estates Limited, London-Deutsch-Ostafrika; Nederlandsch Indische Landbouw-Syndicaat, Soerabaja, Java; Pacific Phosphate Company Limited, London-Südsee-Inseln; F. & A. Swanzy Limited, London-Togo; Wilkins & Wiese G. m. b. H., Hamburg-Deutsch-Ostafrika.

Die Zahl der körperschaftlichen Mitglieder des Komitees beläuft sich damit auf 834, und zwar: 84 Handels-, Handwerks-, Gewerbe- und Landwirtschaftskammern, 61 Städte, 44 Banken, 102 kaufmännische und industrielle Körperschaften, wissenschaftliche Institute, 296 Industrie- und Handelsfirmen, 238 koloniale Firmen, Institute und Vereine, 9 Missionen.

Der Arbeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees wurde von Seiner Majestät dem König von Württemberg eine Anerkennung zuteil durch Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens der Württembergischen Krone an den Vorsitzenden.

Eine Anerkennung seiner Arbeiten, insbesondere auf technischem Gebiete, erblickt das Komitee auch in der jüngst erfolgten Zeichnung eines Beitrages des Stahlwerks-Verbandes in Düsseldorf pro 1912 bis 1916 in Höhe von 100 000 M.

Das Komitee hat seit dem Bericht Nr. II, 1911, an folgenden Veranstaltungen teilgenommen:

12. Februar 1912: Sitzung der Kommission für Kolonialpolitik des Deutschen Landwirtschaftsrats in Berlin. (Vertreter: Der Vorsitzende Karl Supf, Gouverneur a. D. v. Bennigsen, Chr. v. Bornhaupt, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Paasche.)

13.—16. Februar 1912: 40. Plenarversammlung des Deutschen Landwirtschaftsrats. (Vertreter wie oben.)

21. Februar 1912: Sitzung der Kolonial-Abteilung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. (Vertreter: Paul Fuchs.)

29. März 1912: Hauptversammlung des Vereins deutscher Maschinenbau-Anstalten. (Vertreter: Der Vorsitzende Karl Supf und Dr. Matthiesen.)

---

1. Die Arbeiterfrage in den Kolonien.

a) Deutsch-Ostafrika.

Über die Arbeiterfrage in Deutsch-Ostafrika berichtet Herr Direktor C. J. Lange, Vorsitzender des Verbandes Deutsch-Ostafrikanischer Pflanzungen:

Aus der Erkenntnis heraus, daß die Eingeborenen ein wertvollster Teil unseres kolonialen Besitzes sind, wenn es uns gelingt, ihre Kräfte für Kulturzwecke nutzbar zu machen, sei es in eigener Produktion oder als Arbeiter auf Plantagenunternehmen, ist die Frage der Heranziehung der Neger zu regelmäßiger Arbeit seit der Erwerbung von Deutsch-Ostafrika dauernd behandelt worden.

Das ostafrikanische Schutzgebiet umfaßt 995 000 □ Kilometer (Deutschland 540 000) und die Einwohnerzahl wird auf etwa 8 Millionen geschätzt, das Land ist also nur schwach bevölkert. Wenn wir Vergleiche ziehen mit Südafrika, das nicht mehr bevölkert ist, wo in manchen Gebieten oft die Hälfte der arbeitsfähigen Männer in europäischen Unternehmungen beschäftigt ist — in Johannisburg sind allein an 200 000 eingeborene Arbeiter tätig —, könnte man annehmen, daß unter den 8 Millionen Menschen in Ostafrika mindestens 2 Millionen arbeitsfähiger Männer sind, so daß die Zahl der Arbeiter wohl auf 300 000 bis 400 000 gebracht werden könnte. Dem stehen nun aber zur Zeit noch verschiedene Schwierigkeiten entgegen, denn die einzelnen Völkerschaften sind in Art und Eigenschaften sehr verschieden.

Wir haben nur in wenig Gebieten Leute, die Feldarbeit, wie die Wanyamwesi, welche zur Zeit im wesentlichen die Arbeiter stellen, treiben. Es ist ein großer Teil Eingeborener vorhanden, der von Jagd, Fischfang und Viehzucht lebt. Die Massai lehnen z. B. jede Feldarbeit ab, die Eingeborenen in der Nähe der Küste suchen ihren Unterhalt auf andere Weise als durch regelmäßige Arbeit zu erwerben.

Diejenigen Stämme, welche in höher gelegenen Landschaften wohnen, gehen nicht nach den niedriger gelegenen, besonders wohl wegen Fieber und sonstiger Krankheitsgefahr; die aus niedrig gelegenen Gegenden gehen nicht nach den höher gelegenen Orten, weil es ihnen dort zu kalt ist, sie bekommen leicht Erkältungskrankheiten und Lungenentzündung. Am erschwerendsten aber ist,

daß mit Ausnahme weniger Stämme die Neger im allgemeinen nicht arbeitsam sind, zu regelmäßiger Arbeit nicht gewöhnt und geneigt, wenig Bedürfnisse haben und Sorge für die Zukunft wenig kennen.

Unter diesen Verhältnissen wird es, bis eine gewisse Angewöhnung und Erziehung im Laufe der Zeit Platz gegriffen hat, kaum gelingen, die vorerwähnte Arbeiterzahl zu gewinnen, zumal Gebiete wie Ruanda und Urundi, die bevölkert sind, noch wenig erschlossen sind.

Diese allgemeinen Erörterungen gestatte ich mir vorauszuschicken und komme nun auf die Arbeiter, die Arbeiter auf den Plantagen im besonderen.

Als wir die Kolonie erwarben, geschah dies wesentlich mit von dem Gesichtspunkt aus, daß wir Produkte, die wir mit vielen Millionen von anderen Ländern, seien sie tropisch oder subtropisch, jetzt beziehen müssen, in unseren Kolonien in gewissem Maße selbst erzeugen wollten. Seien es solche, die der Eingeborenen-Kultur möglich sind, die also keine großen Kapitalien erfordern und deren Erzeugung möglichst einfach ist, oder solche, welche höhere Anforderungen, wie vorher bezeichnet, stellen und die daher nur in Plantagenwirtschaft unter europäischer Leitung erzeugt werden können.

Naturgemäß ging man zuerst mit Anlage von Plantagen vor und wird man das für gewisse Produkte auch nicht ändern können.

Nachdem man zuerst vereinzelt Tabak und später Kaffee auf Plantagen gebaut hatte, ging man auf Grund der gewonnenen Erfahrungen besonders zum Anbau von Sisal, Kautschuk und weiter von Baumwolle über.

In der ersten Zeit war die Beschaffung von Arbeitern nicht so schwierig, der Bedarf konnte gedeckt werden, die Plantagenwirtschaft dehnte sich aber, und das ist als eine erhebliche Entwicklung des Schutzgebietes anzusehen, immer mehr aus, so daß der Arbeiterbedarf immer größer wurde; dazu tritt hinzu, daß hauptsächlich die Plantagen zunächst in Usambara angelegt wurden. Gerade in diesen Gegenden fehlt es örtlich an Arbeitskräften und mußte daher zur Arbeiterzufuhr gegriffen werden. Die sich jetzt als ungünstig zeigende Anhäufung von Plantagen in gewissen Distrikten erklärt sich aber daraus, daß diese zunächst am besten erreichbar und sicher waren, während andere Distrikte ohne bessere Verkehrsmittel (wie Eisenbahn) in Rücksicht auf die Transportkosten und die Sicherheit nicht in Angriff genommen werden konnten.

Man hat bei aller Kolonisation immer zuerst gewisse günstig gelegene Punkte in Angriff genommen.

Der Verband Deutsch-Ostafrikanischer Pflanzungen, der auf Anregung Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht gegründet wurde, setzt sich aus den großen Unternehmungen zusammen. Schon seit längerer Zeit ist aber in der Kolonie selbst noch eine ganze Anzahl kleinerer Unternehmungen entstanden, besonders für Kautschuk, Baumwolle usw., die ebenfalls eine erhebliche Anzahl Arbeiter benötigen.

Die Arbeiterbeschaffung, soweit nicht zum geringen Teil in der Nähe der Plantage wohnende Eingeborene in Frage kamen, geschah durch einzelne Anwerber, oft durch Angestellte der Plantagen, zu einem großen Teil auch durch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Der Verband Deutsch-Ostafrikanischer Pflanzungen erkannte schon vor Jahren, daß das Arbeiterbedürfnis immer schwieriger zu befriedigen sein werde und schritt zur Selbsthilfe. Daher begründete er ein Syndikat zur Beschaffung von Arbeitern, doch sowohl das erste, als auch das zweite größere Syndikat konnten wegen großer entgegenstehender Schwierigkeiten das angestrebte Ziel nicht erreichen.

Bereits 1906 wurde der Arbeiterbedarf auf etwa 15 000 Mann geschätzt und eine weitere Steigerung des Bedarfs mußte eintreten. Weniger leidet der Süden der Kolonie, wo nur eine begrenzte Anzahl Plantagen besteht, für welche Arbeiter aus angrenzenden Distrikten beschafft werden. Es wurden daher Verhandlungen mit dem Gouvernement und dem Reichs-Kolonialamt eingeleitet, um die Unterstützung der Regierung bei der Arbeiterbeschaffung zu erhalten. Auch in den Verbänden in der Kolonie selbst setzten gleiche Bestrebungen ein.

Dies zeitigte zunächst die Schaffung einer Arbeiterverordnung und einer Anwerbeverordnung vom 27. Februar 1909.

Im allgemeinen hat diese Verordnung die früher bestehenden Verhältnisse festgelegt und lag es bei der starken Ausdehnung der Betriebe, auf welchen Arbeiter benötigt waren, im Interesse des Gouvernements und auch der Plantagen, daß die Verhältnisse festgelegt wurden. Allerdings ist dabei eine erheblich größere Belastung der Pflanzungen eingetreten, durch Wohlfahrtseinrichtungen und dadurch, daß den Arbeitern das Recht zustehen soll, auch an Sonntagen, wenn nicht gearbeitet wird, den vollen Lohn zu erhalten, und außerdem noch für 3 Tage im Monat, an denen er, wenn er will, arbeitsfrei ist, Poscho (Ernährung).

Dies macht, da leider die Neger nicht regelmäßig zur Arbeit kommen und daher die Plantagen gezwungen sind, um für einen

gewissen täglichen Bedarf gesichert zu sein, bedeutend mehr Leute anzuschreiben, als im anderen Falle nötig sein würde, eine erhebliche Mehrausgabe aus. Außerdem sollten die Leute nach 6 Monaten Arbeit wieder nach Haus geschickt werden.

Diese Anordnung stellt sich besonders für die Kautschukplantagen ungünstig, da die Leute zum Zapfen des Kautschuks erst angelernt werden müssen und darüber oft mehrere Monate vergehen, so daß, wenn sie anfangen, etwas zu leisten, sie schon wieder die Plantage verlassen.

Inzwischen sind in dieser Richtung einige Erleichterungen geschaffen und können die Leute, wenn sie dazu bereit sind, noch einige Zeit länger bleiben. Die Mehrbelastung stellt immerhin nahe an 30 bis 40 v. H. auf die seinerzeitigen Löhne dar. Die Schöpfer der Verordnung glaubten aber, durch diese Maßnahmen den Zugang der Arbeiter zu fördern. Dies ist leider nicht in dem erwarteten Umfang der Fall gewesen.

Inzwischen hat sich der Arbeiterbedarf dauernd gesteigert, besonders da auch die Eisenbahnbauten eine große Zahl Arbeiter absorbieren. So waren schon 1909 auf den Plantagen etwa 32 000 Neger und bei den Bahnbauten 13 000 beschäftigt und zur Zeit benötigen die Plantagen an 50 000 und die Eisenbahnbauten etwa 15 000 Neger.

Die Arbeitslöhne sind im Laufe von 10 bis 12 Jahren von 8 Rps. auf 12 Rps. und sogar 15 Rps. gestiegen, die Anwerbekosten von 10 Rps. auf 20 und 25 Rps., und in einzelnen Fällen ist noch mehr Kopfgeld gezahlt worden.

Durch die Eisenbahnen werden zwar 50 000 bis 80 000 Träger, welche früher nach der Küste gingen, frei, doch zeigt es sich nicht, daß dadurch die Arbeiterzahl wesentlich vermehrt wird, da viele von diesen Leuten durch erleichterten Absatz ihre Tätigkeit der Erzeugung von Produkten in ihrer Heimat widmen werden; verkürzt wird durch die Bahnen allerdings die Reise der Leute nach und von den Plantagen, welche je etwa 3 Monate beanspruchte und bei der viele Leute sich verlieren.

Zur Kennzeichnung der sich herausbildenden äußerst schwierigen Lage gestatte ich mir, folgendes darzulegen:

Sisalhanf:

Die Zahl der vorhandenen Pflanzen wird auf 47 414 300 angenommen, davon waren ertragsfähig 17 758 750

bebaute Fläche	. . .	19 050	ha
Ausfuhr 1909	. . . .	5 284	Tons
« 1910	. . . .	7 228	«
« 1911	. . etwa	10 000	«

Kautschuk:

Bäume			20 383 000	
davon ertragsfähig			8 546 000	
bebaute Fläche			25 616 ha	
Ausfuhr 1909 . .	228 Tons,	Wert	1 170 000	M.
« 1910 . .	414 «	«	3 292 000	«

Wilder Kautschuk:

Ausfuhr 1909 . .	250 Tons,	Wert	1 700 000	M.
« 1910 . .	330 «	«	2 900 000	«

Baumwolle:

1910:
165 Pflanzungen 8824 ha
3587 ha Zwischenkultur } 2491 Ballen Ernte, davon etwa 1/4 aus Plantagen,
1912 sind 5000 Ballen zu erwarten.

Nach diesen Zahlen ist anzunehmen, daß in naher Frist der Arbeiterbedarf 100 000 Mann sein wird.

Der Verband hatte vor mehreren Jahren (1909) eine Arbeiteranwerbungsgesellschaft begründet, hat aber davon abgesehen, diese in Tätigkeit treten zu lassen, da die vorhandenen Mittel bei weitem nicht ausreichen konnten, um eine Organisation zu schaffen, welche den in der Zwischenzeit entstandenen so erheblichen Bedarf an Arbeitern decken konnte.

Die große Nachfrage nach Arbeitern hat eine Menge Leute veranlaßt, gewerbsmäßig nach dem Innern zu gehen und Arbeiter gegen ein Kopfgeld seitens der Arbeitsgeber zu beschaffen. Diese Tätigkeit ist zwar von der Erteilung einer Lizenz abhängig; da diese aber nur in ganz begrenzten Fällen versagt werden kann, so hat sich eine Menge ungeeigneter Elemente in der Anwerbung eingefunden und die sogenannte wilde Anwerberei erzeugt.

Diese hat in vielen Fällen durch Mißbräuche, Übergriffe und Treibereien der Anwerbung sehr geschadet, da die Leute kopfscheu gemacht werden und die Häuptlinge sich immer weniger geneigt zeigen, ihre Leute zur Plantagenarbeit abzulassen.

Der Verband hat sich dauernd weiter mit dieser für ihn so großen Lebensfrage beschäftigt und in erster Linie die Unterstützung der Regierung durch gewisse Maßnahmen zu finden gesucht. Die Verhandlungen wurden erschwert, da eine Neubesetzung des Gouverneurpostens in der Schwebe war und erst jetzt stattfindet.

Der Verband war von der Regierung ersucht, Vorschläge zu machen und er erhofft, daß, wenn diese endgültig festgestellt sind, die Regierung auf dieselben eingehen wird. In erster Linie betont er, daß die wilde Werbung beseitigt werden müsse und nur gewissen vertrauenswürdigen Personen oder Gesellschaften für diesen Zweck, beziehungsweise den Plantagenunternehmungen selbst, die Anwerbung gestattet werden soll.

In einer besonderen Kommission des Verbandes werden Vorschläge an die Regierung für weitere Maßnahmen beraten; diese Beratungen sind so weit, daß sie demnächst der Versammlung des Verbandes Deutsch-Ostafrikanischer Pflanzungen zur Beschlußfassung vorgelegt werden sollen. Ich kann vorher über diese Vorschläge demnach keine speziellen Mitteilungen machen. Es wäre mir daher erwünschter gewesen, wenn ich mein Referat erst nach dieser Versammlung und über deren Beschlüsse hätte miterstatten können. Doch möchte ich darauf hinweisen, daß eine gründliche Ordnung der Arbeiterwerbung unter Beihilfe von Regierungsmaßnahmen angestrebt wird und daß ohne eine solche der Verband eine Besserung der jetzigen schon sehr bedenklichen Lage nicht erhofft.

Besonders möchte ich noch erwähnen, daß der Verband an einen Arbeiterzwang nicht denkt, da ein solcher in unserer Zeit ja nicht geschaffen werden kann; wohl aber kann die Regierung durch Ermunterung der Neger zur Arbeit auf Plantagen, Einwirkung auf die Jumben, vielleicht auch durch Steuermaßnahmen, obgleich dazu wieder eine größere Machtentfaltung gehören würde, und die Gefahr nahe liegt, daß die nahe den Grenzen wohnende Bevölkerung in fremde Gebiete abwandert (schon jetzt gehen tausende von Negern nach Englisch-Ost-Afrika, was aber schwer ganz zu verhindern sein wird), helfen.

Warnend möchte ich mich aber auch dahin aussprechen, daß von einer weiteren Ausdehnung von Plantagen in gewissen Distrikten abgesehen werden möge, damit die Anhäufung nicht noch größer wird, besonders in bezug auf Kautschukunternehmungen in Manihot, deren Lage gegenüber den Hevea-Anlagen in Indien usw. nicht so günstig erscheint und die viele geübte Arbeiter benötigen.

Ich habe vermieden, in Details einzugehen, sondern die Verhältnisse nur in einem großen Umriß dargelegt, weil ich sonst die verehrliche Versammlung zu lange Zeit in Anspruch nehmen müßte und die Verhältnisse und die verschiedentlichsten Vorschläge und Ansichten, die teilweise stark auseinander gehen, fast überall bekannt sind. Selbstverständlich geschieht seitens der Plantagen-

leitungen alles, um den Eingeborenen durch Schaffung von Unterkunft, den gewohnten Nahrungsmitteln, sanitären Einrichtungen und loyale Behandlung den Aufenthalt auf den Plantagen angenehm zu machen.

Dahin muß ich mich aber resümieren, daß die Lage der Pflanzungsunternehmungen sich bezüglich der Arbeiter als äußerst schwierig und bedenklich zeigt und daß Maßregeln gefunden werden müssen, welche die benötigte Anzahl derselben, die ja aus der Bevölkerung gewonnen werden kann, beschafft wird. Es ist keineswegs zu befürchten, daß durch eine Inanspruchnahme der nötigen Arbeiter die allgemeine Ernährung und gewisse Eingeborenenkulturen behindert werden.

Es stehen Millionen von in Plantagen investiertem Kapital auf dem Spiele und es besteht die große Gefahr, daß eine erhebliche Anzahl solcher Unternehmungen mangels Arbeiter unrentabel werden und verschiedene wohl auch eingehen müßten.

Dieses wäre, abgesehen von empfindlichen Verlusten, auch deswegen noch besonders zu bedauern, da doch in der Plantagenwirtschaft ein großer Kulturträger vorhanden ist, der belehrend und fördernd auf die Arbeit der Eingeborenen wirkt und der in wirtschaftlicher Beziehung für die Kolonien durch Geldumsatz und Werterzeugung in erster Reihe steht. Der Wert der Sisalausfuhr beträgt am Verschiffungshafen schon jetzt etwa 4 Millionen Mark und wird in kurzer Frist 8 Millionen bei jetzigen Preisen erreichen, einen ähnlichen Wert ergibt auch der plantagenmäßig erzeugte Kautschuk.

Wir müssen daher bestrebt sein, diese Werte der Kolonie zu erhalten und sind für jede Förderung und Unterstützung zu diesem Ziele dankbar.

b) Togo und Kamerun.

Über die Arbeiterfrage in Togo und Kamerun führt Herr Direktor C. Ladewig, Vorsitzender der Vereinigung Kameruner Pflanzungen, folgendes aus:

Bevor ich auf die Arbeiterfrage in Togo und Kamerun näher eingehe, zunächst einige allgemeine Betrachtungen. Über den Wert unserer deutschen Schutzgebiete wurde vor einigen Jahren einmal eine Berechnung aufgestellt, in welcher unter Zugrundelegung eines minimalen täglichen Arbeitslohnes und der Einwohnerzahl der Wert der latenten Arbeitskräfte zusammengezählt und hiernach der Wert

der Schutzgebiete in der kapitalisierten Summe bemessen wurde. Wenn sich auch finanzwirtschaftlich gegen eine solche Berechnung manche Einwendungen erheben lassen, so bleibt unbedingt richtig in diesem Exempel der Hinweis auf die Wichtigkeit der Arbeitskräfte. Aufgabe der kolonisierenden Mutterländer ist es, diese Arbeitskräfte zu wecken und zu pflegen, sie nutzbar zu machen.

Für diese Nutzbarmachung wird es verschiedene Wege geben, die jedoch immer eine landwirtschaftliche Basis haben müssen. Hierbei kommen in Betracht einmal das Einsammeln der aus wildwachsenden Beständen gewonnenen Naturprodukte und die auf eigener Scholle betriebene Kultur des Bodens und Ernte bestimmter Produkte, oder zweitens die systematische rationelle Plantagenkultur einzelner Produkte, zu der allerdings in der Regel größere Anlagekapitalien erforderlich sein werden. Die Ansichten darüber, welchem System der Vorzug zu geben sei, ob der sogenannten Eingeborenenkultur oder der sogenannten Plantagenkultur, sind geteilt und werden ohne weiteres auch nicht nach der einen oder der anderen Richtung hin entschieden werden können. Es wird immer notwendig sein, eine Reihe von Umständen in Erwägung zu ziehen, nach welchen hier die Plantagenkultur, dort die Eingeborenenkultur zweckmäßig zur Anwendung zu bringen ist, in den meisten Fällen sogar dürften die beiden Regime ohne gegenseitige Störung nebeneinander bestehen können. Für beide Systeme ist eine dichte Bevölkerung vorteilhaft, jedoch läßt sich die Plantagenkultur auch mit Erfolg dorthin verpflanzen, wo die Bevölkerung an und für sich dünn gesät ist, während eine solche Maßnahme bei reiner Eingeborenenkultur nicht gut anwendbar sein kann.

Ein glänzendes Beispiel für das Gesagte ist die Residentur Ostküste der Insel Sumatra, deren heute schon über 40 Jahre bestehende Tabakskultur, ausschließlich mit importierten Arbeitern, Chinesen und Javanen, betrieben, jährlich für 60 bis 70 Millionen Mark Tabak an den Amsterdamer Markt bringt. Ein ähnliches Beispiel bietet die portugiesische Insel St. Thomé, deren Plantagenkultur jährlich 30 Millionen Mark Kakao liefert und deren Arbeiter ebenfalls von auswärts, und zwar von Angola, eingeführt werden.

Ein Idealzustand für die Plantagenkultur wird immer dort zu suchen sein, wo Arbeitskräfte, sei es aus eigenem Gebiet, sei es aus fremden Gebieten, in genügender Zahl zu haben sein werden. Ein derartiges Idealgebiet gibt es allerdings wohl nur in der Insel Java des holländischen Sundagebietes. Vermöge seiner dichten Bevölkerung — Java zählt auf 126000 □km etwa 25 Millionen Ein-

wohner — ist es in der Lage, Auswanderer nicht nur an das holländische Inselgebiet in Südasien abzugeben, sondern auch seine Kolonie Surinam in West-Indien zu versorgen, und außerdem noch einen Teil der in Plantagenkultur benötigten Arbeiter für Malakka zu liefern. Ein zweites, wenn auch an Einwohnerzahl nicht ebenso reiches Land bildet der Dekan von Vorder-Indien, aus dem eine große Anzahl von Tamuls ebenfalls nach Malakka abgegeben werden kann.

Der Hauptlieferant an Arbeitskräften jedoch für die Tropengebiete Hinter-Indiens, für Malakka, Sumatra, Borneo, ist bis heute immer noch China gewesen, dessen überschüssige arbeitswillige Bevölkerung in jenen Strichen die Hauptgrundlage der Plantagenkultur bildete und noch bildet.

Bei den Schutzgebieten Westafrikas, besonders bei den Tropenkolonien Kamerun und Togo muß jeder Import fremder Arbeitskräfte von vornherein als nahezu ausgeschlossen angenommen werden und die landwirtschaftliche Kultur wird in diesen beiden Kolonien daher lediglich mit den eigenen Eingeborenen zu rechnen haben.

Für die sogenannte Musterkolonie Togo hat dieses bisher auch keinerlei Schwierigkeiten gemacht. Die fleißige und ziemlich intelligente Bevölkerung — auf 87 000 □ Kilometer enthält Togo etwa 1 Million Einwohner, also auf den □ Kilometer $11^1/_2$ Einwohner — ist an landwirtschaftliche Tätigkeit gewöhnt und betreibt über den eigenen Bedarf hinaus verschiedene Kulturen. An europäischen Plantagen hat Togo nur eine verhältnismäßig kleine Zahl aufzuweisen, so daß große Arbeitermengen hier nicht gefordert werden. Den europäischen Pflanzungen, vier an der Zahl, ist es bisher stets mühelos gelungen, die erforderlichen Arbeitskräfte aus den umliegenden Dorfschaften gegen Tagelohn zu beschaffen, das System hat sich bewährt und hat außerdem den Vorzug, daß nur für eine geringe Anzahl von kontraktlich fest angestellten Arbeitern Wohnungsgelegenheiten herzustellen sind. Zu den festangestellten Arbeitern gehört heute auch eine Anzahl von Kontraktarbeitern aus Nordtogo, welche auf Pflanzungen 12 Monate gegen festgesetzten Lohn arbeiten, um alsdann wieder in den Heimatsbezirk zurückzukehren. Dieser Modus hat den Vorteil, die Leute mit europäischen Werkzeugen bekannt zu machen, ihnen systematische regelmäßige Landarbeit anzugewöhnen und sie in den Stand zu setzen, in ihrem Heimatsdorf die gewonnene Kenntnis zu verbreiten.

Vor Fertigstellung der Bahn nach Palime und Atakpame ist in Togo ebenso wie in dem gesamten Westafrika der Transport

aller Kulturerzeugnisse bis zur Küste in Trägerlasten bewirkt. Vor etwa 10 Jahren wurden alsdann von Hand gezogene Karren eingeführt, die nun mit Fertigstellung der Bahn heute ebenfalls nur noch in einzelnen Distrikten zur Verwendung kommen. Die für diese Transporte erforderlichen Arbeiter lassen sich wie bisher ohne besondere Mühe beschaffen, so daß weder die an den für Transportzwecke erforderlichen Arbeitskräften interessierten Kaufleute noch die Pflanzungen einen Grund haben, über Mangel an Arbeitskräften zu klagen. Nach dieser Richtung hin liegen die Verhältnisse in Togo günstig, ja, es ist sogar nachweisbar, daß aus dem Togogebiet eine sehr große Anzahl von Trägern und Arbeitern auf das benachbarte englische Gebiet, die Goldküste, hinüberzieht, um sich dort gegen Lohn zu verdingen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Kamerun. Das bisherige Gebiet umfaßt etwa 500000 □km mit schätzungsweise $2^1/_2$ bis 3 Millionen Einwohner. Die erste Bahnverbindung, die Nordbahn, ist mit 160 km erst im Mai 1911 fertiggestellt, schiffbare Flüsse kommen kaum in Betracht. Es ergibt sich hieraus, daß die gesamte Ausfuhr Kameruns in Trägerlasten zu den Exporthäfen geschafft werden mußte und auch größtenteils heute noch muß. Aus einer Berechnung dieser Trägerlasten ergibt sich, daß etwa 12000 Träger für die kaufmännischen Firmen regelmäßig beschäftigt sein müssen, und es ist nicht zu hoch gegriffen, wenn die Zahl der festangestellten Arbeiter für die sämtlichen kaufmännischen Firmen in Kamerun auf 5000 angenommen wird.

Die Pflanzungen Kameruns, welche heute ein Areal von etwa 17000 ha unter Kultur haben, beschäftigen etwa 10000 Arbeiter, und schließlich sind bei den Bahnbauten etwa 5000 Eingeborenenarbeiter tätig. Es ergibt sich hiernach, daß über 30000 arbeitsfähige Männer außerhalb des eigenen Dorfes Erwerb suchen. Wenn auch ein gewisser Teil von diesen jahraus jahrein einen neuen Arbeitsvertrag abschließt, so kehrt weitaus die größere Anzahl der ständig erforderlichen Arbeiter doch wieder in den Heimatsort zurück, um vielleicht wieder nach einiger Zeit den Verdienst fester Vertragsarbeit zu suchen. Alle Arbeiter bleiben jedenfalls in dauerndem Verkehr mit ihrem Heimatsdorfe und ihrem Stamm. Es ist nun naturgemäß, daß die oben genannte Zahl von erforderlichen Arbeitskräften nicht mehr ohne jegliche Bemühung beschafft werden kann, und es darf betont werden, daß besonders während der letzten Jahre, in denen die Bahnbauten ausgeführt werden, die Beschaffung von Arbeitskräften sich für die Pflanzungen teilweise schon recht schwierig

gestaltet hat. Nicht so empfindlich werden von der Massenanstellung bei den Bahnbauten die kaufmännischen Firmen getroffen, da diese in den weit vorgeschobenen Faktoreien der einzelnen Bezirke immer wieder Stützpunkte für das Anwerben von Trägern besitzen. Immerhin darf gehofft werden, daß die zur Zeit sich bemerkbar machende Kalamität eines Arbeitermangels mit Fertigstellung der Mittellandbahn, also in 2 bis 3 Jahren zurückgehen wird, da alsdann nicht nur die ständigen Bahnarbeiter frei, sondern auch eine große Anzahl Träger durch die Bahnverbindung überflüssig werden; zur Zeit jedoch ist es, wie schon erwähnt, für die Pflanzungen schwierig, sich den notwendigen Arbeiterstamm zu beschaffen.

Die Rekrutierung dieser Arbeiter geschieht durch Entsendung von Assistenten in bestimmte Bezirke. Erforderlich ist für diese Anwerbung ein Genehmigungsschein des Gouvernements, außerdem ist an den Fiskus ein Kopfgeld von M. 1,— zu zahlen. In dem Bestreben, die einzelnen Bezirke nicht allzusehr von arbeitsfähigen Männern zu entblößen, behält sich das Gouvernement die Genehmigung der Anwerbung in den einzelnen Bezirken vor. Sowohl die Bedingung der Anwerbung wie die für die abzuschließenden Arbeiterverträge sind in einer besonderen Arbeiterverordnung vom 24. Mai 1909 festgelegt. Die Grundzüge dieser Arbeiterverträge sind Angaben über

1. Art und Ort der Arbeit,
2. Beginn und Dauer des Arbeitsverhältnisses,
3. Dauer der täglichen Arbeitszeit,
4. Höhe und Zahlungsweise des Lohnes,
5. Unterkunft und Verpflegung,
6. Fürsorge bei Erkrankung,
7. Rückbeförderung.

Es sind alsdann noch mehrere Bestimmungen getroffen worden über die Haltung europäischer Lazarettgehilfen, über die Stellung von Köchen, welche die immer von den Pflanzungen zu stellende freie Kost des Arbeiters herzustellen haben usw.

Mit der Aufsicht über die sich aus der Arbeiterverordnung ergebenden Rechte und Pflichten ist ein von dem Gouvernement ernannter Arbeiterkommissar beauftragt. Wenn nun auch heute schon auf den meisten Pflanzungen ein bestimmter Prozentsatz der Arbeiter nach Ablauf ihres Arbeitsvertrages und länger oder kürzer andauerndem Aufenthalt im Heimatsorte freiwillig wieder in das Pflanzungsgebiet zurückkehrt, um einen neuen Vertrag einzugehen, so bleibt doch in der Hauptsache die Anwerbung eine unumgängliche

Maßnahme. Wie schon vorher erwähnt, geschieht diese Anwerbung in der Weise, daß europäische Pflanzungsgehilfen, begleitet von einer ausgiebigen Anzahl von Trägern, sich in die Bezirke begeben, aus denen sie Arbeiter zu rekrutieren hoffen. Die Rekrutierung geschieht nach längeren Verhandlungen mit dem jeweiligen Ortshäuptling, dem „King“, welcher alsdann die Anwerbung einer bestimmten Anzahl von Arbeitern genehmigt. Die Arbeiter sind sodann in einer Reihe von Tagemärschen bis an die Küste bzw. bis auf die Pflanzung zu bringen. Die Versorgung mit Lebensmitteln während des Transportes ist Sache des europäischen Führers und selbstverständlich nicht ganz leicht, und gerade diese Verproviantierung ist recht häufig Veranlassung zu unliebsamen Streitigkeiten mit den durchzogenen Ortschaften. Die gesamten Kosten dieser Anwerbung, bestehend aus dem Gehalt des Assistenten, den Löhnen der Träger, der Verpflegung betragen im allgemeinen nicht mehr als M. 10,— pro Kopf. Es läßt sich nicht verkennen, daß durch dieses Anwerbesystem eine recht starke Beunruhigung in die einzelnen Distrikte hineingetragen wird, besonders wenn gleichzeitig Anwerber von verschiedenen Pflanzungen das gleiche Gebiet bereisen. Es kann auch zugegeben werden, daß einzelnen Gebieten eine größere Anzahl von Arbeitskräften entzogen wird, als im Sinne einer planmäßigen Bauernwirtschaft wünschenswert sein dürfte; es ist aber hierbei zu bedenken, daß weitaus der größere Teil des Hinterlandes heute eine solche kleinbäuerliche Kultur nicht besitzt, und daß der Kameruner Eingeborene im wesentlichen mit dem Anbau der für ihn selbst notwendigen Nahrung befriedigt ist, und daß dieser Feldbau in der Hauptsache durch Weiber besorgt wird.

Um den berechtigten Beschwerden über Beunruhigung oder Entvölkerung einzelner Distrikte entgegenzukommen, hat schon vor mehreren Jahren die Vereinigung Kameruner Pflanzungen bei dem damaligen Gouverneur Seitz einen Antrag gestellt, die Anwerbung von Arbeitern durch die Bezirksämter und die Verteilung durch eine besondere Stelle des Gouvernements vornehmen zu lassen. Die Bedenken, welche Gouverneur Seitz gegen ein solches System äußerte, beruhten im wesentlichen auf der Besorgnis, daß das Gouvernement einmal nicht in der Lage wäre, die genügende Anzahl Arbeiter zu stellen, und daß alsdann Vorwürfe oder gar Schadensansprüche die Regierung treffen würden. Gegenüber dem Vorteil, welche das Fernhalten von Anwerbungen aus den einzelnen Distrikten bietet, sollten solche Bedenken eigentlich nicht von durschschlagender Bedeutung sein, hierfür ließe sich mit

wenig gutem Willen sicher genügende Vorsorge treffen. Gouverneur Seitz schlug vor, daß die Pflanzungen gemeinsam eine Anwerbungsstelle ins Leben rufen sollten. Die Beschaffung der Arbeitskräfte durch einen von den Pflanzungen etwa anzustellenden Anwerber würde, abgesehen von den bedeutenden Kosten einer solchen Einrichtung, doch einen großen Teil der mit der privaten Arbeiteranwerbung verbundenen Ungelegenheiten bestehen lassen, ohne den Bezirken bzw. der Regierung wie den Pflanzungen nennenswerte Erleichterung zu bringen.

> Es muß darum nach wie vor, und zwar hauptsächlich im Interesse des Gouvernements bzw. des Schutzgebietes, die Forderung aufgestellt werden, daß die Arbeiter auf Grund rechtzeitig einzureichender Bedarfszahl durch das Gouvernement, d. h. also die einzelnen Bezirksämter angeworben werden.

Zweifellos ist mit der Verteilung eine gewisse Arbeitslast verbunden, die aber sehr leicht auf die Schultern von durch die Pflanzungen gewählten Delegierten abgewälzt werden kann. Mit der Zunahme der Plantagen wird selbstverständlich die Arbeiterfrage in Kamerun von Jahr zu Jahr ernster, und wenn heute, sei es auch mit Schwierigkeiten, der Bedarf noch immer gedeckt werden kann, so muß hierbei beachtet werden, daß die Rekrutierung sich auf 14 und 20 Tagereisen ins Innere schon erstreckt. Es muß damit gerechnet werden, daß sowohl die Zunahme der Plantagen an sich, wie auch die voraussichtlich in weit stärkerem Maße erforderlich werdende Arbeiteranzahl derselben mit Eintritt der Hevea-Zapfreife, binnen kurzem die Arbeiterbeschaffung immer schwieriger gestalten werden. Angesichts der unwiderleglichen Tatsache, daß die Schwarzen — einzelne Stämme ausgesondert — durchaus keinen Hang zu den ihnen vom Gouvernement aufoktroyierten landwirtschaftlichen Arbeiten besitzen, wenigstens nicht die zur Zeit bestehende Bevölkerung, wirkt die Arbeit auf den Pflanzungen erzieherisch günstig. Es kann sehr wohl möglich sein, daß die nächste Generation sich anders entwickelt und in weiterem Umfange zur Eigenkultur übergeht, vorläufig ist dies jedoch nicht der Fall; fast durchweg zieht der Schwarze heute noch ein beschauliches Nichtstun jeglicher Tätigkeit vor, so daß die Erziehung zur Arbeit und damit zur Kultur mit mäßigen Zwangsmitteln nicht umgangen werden kann.

Ein nicht zu unterschätzender Nachteil der Arbeiterversorgung der Pflanzungen liegt in der Dauer der Verträge. Die meisten Verträge werden nur auf sechs Monate abgeschlossen, daneben hat

sich aber durch die Gewährung eines erhöhten Monatsgehaltes im Falle längerer Vertragsdauer auch die Vertragszeit bis zu 12 bzw. 18 Monaten herausgebildet. Daß für ungeübte, an keine Disziplin und regelmäßige Tätigkeit gewöhnte Arbeiter, die in den meisten Fällen noch erst aus hygienischen Rücksichten gepflegt und geschont werden müssen, eine Vertragsdauer von 6 Monaten kaum genügt, um ihnen die nötigsten Handgriffe beizubringen, bedarf eigentlich keiner Beweisführung. Um wieviel mehr aber wird dieser Übelstand fühlbar werden, wenn erst regelmäßige Kautschukzapfungen erforderlich sind, eine Arbeit, welche doch immerhin schon ein größeres Maß von Intelligenz erfordert.

Es muß also unbedingt angestrebt werden, die Vertragsdauer für Pflanzungsarbeiter auf mindestens 18 Monate festzusetzen.

Daß die Arbeiter anstreben, nach möglichst kurzer Frist wieder in ihren Heimatsort zurückzukehren, ist selbstverständlich; denn wenn sie auch auf der Pflanzung den freien Sonntag mit Stammesverwandten genießen können, so fehlt ihnen doch immerhin ein Haupterfordernis der Seßhaftigkeit, die Gründung der Familie. Es wird von den Pflanzungen selbstverständlich denjenigen Arbeitern, welche eine Frau mitbringen oder nehmen wollen, jede mögliche Förderung in bezug auf Wohnräumlichkeit gewährt, es ist aber außerordentlich schwer, aus den einzelnen Bezirken Frauen, vor allen Dingen in genügender Anzahl, herauszubekommen. Ist es doch selbst unter dem als Pionier und Beamten nach jeder Richtung hin schätzenswerten Major Dominik vorgekommen, daß Anwerbern die Mitnahme von Frauen zunächst geweigert wurde, obgleich diese erklärten, die Ehefrauen angeworbener Arbeiter zu sein, und ihre bestimmte Absicht ausdrückten, ihren Ehemännern zu folgen! Die meisten Pflanzungsgesellschaften würden es mit großer Freude begrüßen und würden bereitwilligst die erforderlichen Wohnräume zur Verfügung stellen, wenn möglichst viele Frauen die angeworbenen Arbeiter begleiten würden. Es würde auf diese Weise vielleicht im Laufe der Zeit möglich werden, einen auf der Pflanzung seßhaften Stamm von Arbeitern zu schaffen.

Es muß daher mit allen Mitteln angestrebt werden, so viel als möglich schwarze Frauen auf der Pflanzung anzusiedeln.

Es könnte diesen Frauen sehr wohl Gelegenheit zur Arbeit gegeben werden, ebenso wie es auf Java und Sumatra mit javanischen Frauen geschieht. Die eingeborenen Kameruner Frauen sind sogar noch eher geeignet zur Arbeit wie die sudanesische Frau, da der

Schwarze im allgemeinen sich die gesamte Feldwirtschaft durch seine Frauen bestellen läßt.

Es muß schließlich noch ein Punkt Erwähnung finden, welcher vor nicht allzu langer Zeit sowohl von den Pflanzungen, wie von den Kaufleuten als Anlaß zu Eingaben bei der Regierung gedient hat. Das Kaiserliche Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika hatte sich nach Kamerun gewandt, um von dort Arbeiter zu beziehen; auch von einer deutschen Pflanzung auf Fernando Po ist das Gouvernement angegangen um die Erlaubnis, in Kamerun Arbeiter für ihre Pflanzung anwerben zu dürfen. Wenngleich Kamerun auch heute noch nicht in direktem Notstand verkehrt, so sind die Arbeiterverhältnisse doch mindestens als prekär zu bezeichnen, und es darf unter keinen Umständen zugelassen werden, daß von hier aus andere deutsche Kolonien, noch viel weniger aber fremde Kolonien mit Arbeitern versorgt werden dürfen. Das Gouvernement hat keinen Zweifel gelassen, daß auf Grund bestehender Verordnungen eine Abwanderung in fremde Kolonien nicht gestattet ist, während für die Abwanderung von Eingeborenen in anderen deutschen Kolonien die hierfür erforderliche Genehmigung des Gouvernements vorläufig nicht gegeben werden würde. Es ist außer aller Frage, daß, sofern bezüglich Fernando Po und Spanisch-Guinea wirklich einmal Besitzwechsel zugunsten Deutschlands eintreten sollte, und sofern diese Gebiete alsdann zu Kamerun hinzugefügt werden würden, die Versorgung derselben mit Arbeitern einen direkten Notstand herbeiführen wird. Solange wir aber mit den augenblicklichen Verhältnissen zu rechnen haben, müssen sich die für die Pflanzungen und auch für die Kaufleute erforderlichen Arbeitermengen bei nur geringem Entgegenkommen der Regierung in erforderlicher Zahl beschaffen lassen. Es muß nur angestrebt werden, daß

1. die Anwerbung sowohl für die Pflanzungen als auch für die kaufmännischen Firmen durch das Gouvernement geschieht,
2. daß die Vertragsdauer auf mindestens 18 Monate festgesetzt wird,
3. daß Seßhaftmachung von Arbeitern, namentlich auf den Pflanzungen gefördert wird durch möglichst weitgehende Erlaubnis zur Abwanderung von Frauen aus den einzelnen Bezirken auf die Pflanzungen,
4. daß jede Auswanderung nach anderen Kolonien unbedingt untersagt bleibt.

Herr Prof. Dr. Schilling: Ich möchte einiges über die hygienische Seite der Arbeiterfrage sagen. Die Scheu der Eingeborenen vor der Arbeit auf den Plantagen, bei Bahnbauten usw. hängt nicht zum wenigsten damit zusammen, daß die Leute dort unter ganz anderen Verhältnissen leben wie zu Hause. Einer der wichtigsten Punkte ist hier zweifellos die Ernährung der Arbeiter, also die Magenfrage. Es handelt sich bei den Eingeborenen nicht bloß darum, daß man ihnen eine gute Ernährung gibt, wie ja wohl überall die Plantagenleiter bestrebt sind, die Leute mit guten Materialien zu ernähren. Aber das genügt nicht, denn die Leute sind an die Art und Weise der Zubereitung ihrer Nahrung außerordentlich angepaßt. Es wird also notwendig sein, genau auf die Ernährungsweise der Leute einzugehen, wie sie in ihrer Heimat üblich ist. Auch in bezug auf die Wohnungen sind die Leute durchaus konservativ. Es scheint mir, als ob unter den Leitern mancher Unternehmungen, so weit ich das beurteilen kann, ein gewisser Fatalismus besteht. Mit einem gewissen Prozentsatz von Krankheits- und Todesfällen muß gerechnet werden. Eine Besserung ist aber sicher noch in vieler Beziehung möglich. Ich möchte hier auf die Statistiken der Senembah-Matschappy auf Sumatra hinweisen, welche von Dr. Schüffner und Dr. Kuenen veröffentlicht wurden. Die Sterblichkeit auf dieser Plantage betrug im Jahre 1897 bei einem Arbeiterbestand von 3800 Mann 60 pro Mille, d. i. sehr hoch. Von da ab sinken die Mortalitätsziffern fortgesetzt und im Jahre 1908 ist eine Mortalität von 9,5 pro Mille erreicht, also ein sehr günstiges Verhältnis. Die gesundheitlichen Einrichtungen dieser Pflanzungen sind sehr beachtenswert. Auch für unsere Kolonien — davon bin ich fest überzeugt — haben die hygienischen Verbesserungen bei der Arbeiterfrage ein wesentliches Wort mitzusprechen. Wir Hygieniker sind gern bereit, in jeder Weise Auskunft zu geben und mitzuhelfen. Wenn Sie uns fragen, so wollen wir gern antworten.

Herr Konsul Bickel: Ich möchte mir eine Frage erlauben, die sich allerdings nicht nur auf die eben behandelten Kolonien, sondern auch auf Ostafrika bezieht, ob nämlich das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee einerseits und die Regierung anderseits überhaupt schon zu der Frage der Zufuhr von Arbeitern aus anderen Ländern Stellung genommen haben. Ich denke speziell an indische Kulis. Die südafrikanische Union stellt sich der Einfuhr von Arbeitskräften aus Indien ziemlich feindlich gegenüber, indem sie diesen Leuten dort nicht den Status von vollberechtigten Bürgern des großen britischen Weltreiches einräumen will. Es wäre möglich, daß in sehr

absehbarer Zeit der Zustrom von Arbeitskräften aus Indien in die südafrikanischen Staaten abnähme und diese Arbeitskräfte vielleicht für die ost- und westafrikanischen Kolonien frei würden. Angenommen, daß die britische, bzw. indische Regierung einer Verwertung indischer Arbeitskräfte in unseren deutschen Kolonien kein Hindernis in den Weg legen würde, wäre dann die deutsche Regierung eventl. im Prinzip geneigt, zu der Einwanderung und Zufuhr solcher Arbeitskräfte eine sympathische Stellung einzunehmen, oder ist überhaupt die Möglichkeit der Verwertung von Arbeitskräften aus fremden Reichen ganz ausgeschlossen?

Herr Geheimrat v. Oechelhaeuser: Ich möchte mit wenigen Worten darauf hinweisen, welche Bedeutung auch die Arbeiterfrage in bezug auf die Ausdehnung unserer Tabakpflanzungen in Kamerun, die ja immer größeren Umfang annehmen werden, hat. Es wird Ihnen bekannt sein, daß der Heidelberger Tabakpflanzer Landfried vor kurzem drüben gewesen ist und an der Nord-Bahn größere Landflächen erworben hat, um Tabakpflanzungen anzulegen; der „Pfälzer" scheint ihm nicht zu genügen; er will es jetzt auch mit „Kameruner" versuchen. Ich erinnere daran, daß wir seinerzeit bei unserer Bibundi-Gesellschaft eine große Summe haben abschreiben müssen, weil wir gezwungen waren, unsere Tabakpflanzung aufzugeben, wofür damals nach übereinstimmenden Angaben der Hauptgrund der Arbeitermangel war. Wir hatten keine ständigen Arbeiter, die in der Lage waren, das Feld so zu bebauen und den Tabak so zu behandeln, wie es notwendig war. Wenn wir auch anstatt halbjähriger jetzt meist ganzjährige Kontrakte haben — wenigstens auf unserer Plantage ist es so — so genügt das für den Tabakbau nicht. Also man wird auf ausländische Leute zurückgreifen oder darauf sehen müssen, daß ansässige Leute aus benachbarten Dorfschaften zu Gebote stehen.

Was die Hygiene anbetrifft, so glaube ich als Kameruner Pflanzer wohl versichern zu dürfen, daß es im eigenen Interesse des Besitzers oder Leiters einer Pflanzung liegt, die Hygiene möglichst zu kultivieren. Wir haben auch darin bedeutende Erfolge erzielt, besonders indem wir im Sinne von Professor Schilling die Eingeborenenernährung eingeführt haben. Bei uns in Oechelhausen wird fast die Hälfte der Kost in Bananen gegeben. Wir haben dadurch nicht bloß sehr bedeutende Ersparnisse gehabt, da früher Reis, Fische usw. die Hauptnahrung bildeten, sondern auch eine bedeutende Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse erzielt und dadurch außerdem erreicht, daß ein Teil der Arbeiter — ich weiß nicht, welcher Prozentsatz — freiwillig wiederkehrt. Also so schlimm liegen

die Verhältnisse nicht. Ich möchte die Pflanzungsleiter dagegen in Schutz nehmen, daß sie in hygienischer Beziehung bisher etwas versäumt hätten und nochmals hervorheben, daß gerade im Hinblick auf die Ausdehnung des Tabakbaues die Arbeiterfrage für Kamerun von großer Wichtigkeit ist und die Regierung uns also auch auf diesem Gebiete ihre Unterstützung leihen sollte.

Herr Vietor: Es läßt sich gar nicht leugnen, daß unsere Kolonien unter einem großen Arbeitermangel leiden; ihre Entwicklung würde ganz außerordentlich viel schneller gehen, wenn wir mehr Eingeborene in unseren Kolonien hätten. Die Frage selbst wird durch die Eisenbahnbauten etwas erleichtert werden und ich glaube, es wird im allgemeinen Interesse unserer Kolonien sein, wenn wir mit den Eisenbahnbauten in derselben Weise weiter fortfahren, wie wir es bis jetzt getan haben. Dann sind wir jetzt dabei, den Eingeborenen eine ganze Menge Arbeit, die sie bisher ausgeführt haben, abzunehmen, z. B. alle die Ernte-Aufbereitungsarbeiten. Ich erinnere besonders an die neu entstandenen Palmölwerke. Während die Eingeborenen sich das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger mit dem Bereiten des Palmöles und dem Knacken der Palmkerne haben beschäftigen müssen, versuchen wir jetzt, das alles auf maschinellem Wege herzustellen. Dadurch werden sehr viele Arbeitskräfte in Zukunft für die Landarbeit frei sein. Weiter habe ich in der letzten Denkschrift gelesen — und ich habe mich sehr darüber gefreut —, daß das Gouvernement von Ostafrika Eingeborene aus den portugiesischen Kolonien im Lindibezirk und an der Zentralbahn angesiedelt hätte. Um so mehr habe ich bedauert, aus dem Vortrage des Herrn Direktor Lange zu hören, daß so viele Leute aus dem ostafrikanischen Gebiet auf englisches Gebiet übergegangen wären. Es wird sich aber nicht ändern lassen, daß wir steigende Löhne in den Kolonien haben. In der Denkschrift wird gesagt, daß die Leute von Muansa, die früher auf die Pflanzungen gingen, das heute nicht mehr tun, weil die Bearbeitung ihres Boden für sie außerordentlich viel lukrativer gewesen wäre. Unter diesen Voraussetzungen glaube ich, daß man auch von einem weitergehenden Zwange auf die Leute absehen sollte. Daß die Leute in Kamerun niemals etwas anderes bauten als das, was sie nötig hätten, ist nicht der Fall. Ich habe gehört, daß sich die Verhältnisse in Süd-Kamerun für die riesigen Träger-Karawanen ganz bedeutend verbessert hätten.

Ich habe aus kaufmännischen Rücksichten dem Plantagenbau immer etwas skeptisch gegenübergestanden. Ich kann mir kaum denken, daß bei einer fortschreitenden Entwicklung, die natürlich auch höhere Löhne und andere Lebensanforderungen bringt, die

Pflanzungen sich im allgemeinen gut bezahlen werden. Ich gehe natürlich nicht so weit, daß ich sage, Pflanzungen sollten wir überhaupt nicht haben. Ich selbst habe mich an der Kameruner Tabak-Pflanzung, von der Herr v. Oechelhaeuser sprach, beteiligt, und bin im Aufsichtsrat derselben, aber wir haben die Absicht, dort einen so hochwertigen Tabak zu bauen, daß wir wirklich in der Lage sein werden, wenn wir die geübten und tüchtigen Leute haben, auch einen verhältnismäßig sehr hohen Lohn zu zahlen.

Dann ist nach der Denkschrift auch eine ganze Reihe von Fehlern vorgekommen. Der erste Fehler ist von Herrn Direktor Lange schon sehr klar ausgesprochen worden, nämlich die furchtbare Überstürzung. Es muß in Wirklichkeit schlimm aussehen, wenn die Regierung in ihrer Denkschrift öffentlich mitteilt, daß solche Mißstände bei kolonialen Gründungen sich herausgestellt hätten, daß sie sich veranlaßt sähe, mit den Gouverneuren der Kolonien ins Benehmen darüber zu treten, in welcher Weise die ärgsten Mißstände verhindert werden könnten, da in letzter Zeit so außerordentlich viel Geld daran verloren sei.

Weiter sagt die Denkschrift, daß überall da, wo Arbeitermangel wäre, vor allen Dingen die falsche Behandlung der Leute die Ursache gewesen wäre.

Ich habe mit Herrn Bolland, dem Leiter der Kamerunplantage, ehe er hinausging, auch gerade eingehend über die Arbeiterfrage gesprochen und er hat gesagt, daß er nach den von ihm gemachten Erfahrungen gar nicht daran zweifle, den nötigen Stamm von geschulten Arbeitern zu bekommen, indem er beabsichtige, die Arbeiter anzusiedeln, ihre Familien nachkommen zu lassen und ihnen Land zur Bebauung zur Verfügung zu stellen. Außerdem hat er z. B. die Akkordarbeit eingeführt, so daß die Arbeiter um 3, 4, 5 Uhr nach Hause gehen können, wenn sie ihr Quantum erledigt haben.

Ich glaube, so weit können wir nicht gehen, daß wir sagen, die Regierung müsse den Pflanzungen helfen. Es ist sehr bedauerlich, daß bei den alten Pflanzungen, die zum großen Teil aus Patriotismus gegründet sind, auch allerlei Geld verloren geht. Ich glaube, wir müssen sehen, ob nicht der Weg, den Herr Direktor Lange vorgeschlagen hat, gangbar ist, daß man nämlich einstweilen sagt: man kann nur auf das allerdringendste von der Anlage neuer Plantagen abraten. Es wäre vielleicht gar nicht verkehrt, wenn die Anregung hier Anklang fände, daß man vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee aus irgend eine Resolution faßte, in der man sagt, daß man wegen der Arbeiterfrage nicht dazu raten könnte, jetzt weitere Plantagen im Schutzgebiete in die Wege zu leiten.

Herr Dr. Hindorf: Ich möchte sagen: Gott soll uns bewahren vor den Chinesen und vor den Indern in Deutsch-Ostafrika und überhaupt in unseren afrikanischen Kolonien. Wir haben bisher schlechte Erfahrungen mit ihnen in unseren Kolonien gemacht und ich bin der Meinung, daß wir sowohl in Deutsch-Ostafrika wie auch in den anderen afrikanischen Kolonien, wenigstens in Kamerun und Togo genügend Arbeiter für die dort vorhandenen Unternehmungen heranziehen können. Ich glaube, daß wir auch in Südwest, wo die Arbeiterzahl ja viel geringer, aber auch der Bedarf vielleicht nicht ganz so groß ist, mit den dort vorhandenen Arbeitskräften auskommen werden. Allerdings ist ja jetzt in bezug auf die Arbeiterversorgung zweifellos ein erheblicher Notstand in unseren Kolonien vorhanden. Wenn hier aber gesagt wird, wir hätten in unseren Kolonien zu wenig Arbeiter, so ist das nur in dem Sinne richtig, als zu wenig Leute da sind, die arbeiten wollen. An und für sich ist die Bevölkerung unserer Kolonien zur Zeit groß genug, um diejenige Zahl an Arbeitskräften zu stellen, die wir augenblicklich nötig haben; die Zahlen sind ja hier genannt worden. Die 50000 Arbeiter, die wir zur Zeit in Ostafrika für den Plantagenbetrieb nötig haben, und die viel kleinere Zahl, die in Kamerun, und die ganz geringe Zahl, die in Togo gebraucht wird, müßte an und für sich aus diesen Kolonien aufgebracht werden können, und wenn sie nicht aufgebracht werden kann, so liegt das zum Teil daran, daß die Eingeborenen noch nicht genügend zur Arbeit erzogen sind, es ist zum Teil auch auf die Organisation der Arbeiterbeschaffung und zu einem ferneren Teil auf das Verhalten der Arbeitgeber, der Pflanzer, der Pflanzungsleiter, der Pflanzungsassistenten ihren Arbeitern gegenüber zurückzuführen. Zu einem sehr erheblichen Teil liegt das aber auch an denjenigen Organen, die bei der Arbeiterbeschaffung mitzuwirken haben, die aber zum Teil jetzt nicht in der Weise dabei mitwirken, wie es die praktischen Pflanzer für richtig halten, und wie es den Interessen der Pflanzungen entspräche, d. h. an der Regierung und ihren Organen dort drüben. Es ist hier ja schon verblümt ausgedrückt worden — und ich habe gar kein Bedenken, es viel unverblümter auszusprechen —, daß die Pflanzer zum großen Teil meinen, die Regierung, die Gouverneure und ihre Organe hätten nicht immer in der zweckmäßigen Weise bei der Arbeiterbeschaffung mitgewirkt. Ich glaube, daß hier sehr viel Besseres als bisher geleistet werden könnte. Besonders kann von Deutsch-Ostafrika gesagt werden, daß von den praktischen Pflanzern ganz allgemein die Ansicht vertreten wird — ich teile sie auch —, daß gerade in der letzten Zeit, ich meine, unter dem

letzten Gouverneur, in bezug auf die Arbeiterversorgung nicht immer diejenigen Maßnahmen ergriffen worden sind, die für die Beschaffung der nötigen Arbeitskräfte zweckmäßig gewesen wären.

Nun wird man da natürlich einwenden, daß dabei ja auch die Interessen der Arbeiter bzw. diejenigen der eingeborenen Bevölkerung wahrgenommen werden müßten. Ich stehe auch durchaus auf diesem Standpunkt und bin der Meinung, die ja hier auch schon ausgesprochen worden ist, daß unsere Eingeborenen, unser Menschenmaterial unser wertvollstes Besitztum in unseren Kolonien ist. Wir müssen dieses wertvolle Material pflegen und hegen und es vorwärts entwickeln. Das will sicher jeder einzelne Pflanzer, der dort tätig ist, ebenso gut wie der Gouverneur und seine Beamten; man ist sich nur über die Mittel und Wege nicht ganz einig, und in dieser Beziehung sollte, glaube ich, doch etwas mehr auf das gegeben werden, was die praktischen Pflanzer sagen, die doch auch wissen, wo sie der Schuh drückt. Es sind das doch in der Hauptsache Herren, die viele Jahre lang, einige von ihnen ein Dutzend Jahre lang und länger in der Kolonie ansässig und mit den Verhältnissen vertraut sind, und die mit den Arbeitern fortwährend zu tun haben, die außerdem durch ihr ganzes Verhalten gezeigt haben, daß sie ein Herz für ihre Arbeiter haben. Man muß nicht immer von vornherein voraussetzen, daß sie allein für sich arbeiten wollen, sozusagen für den Geldbeutel der Pflanzungsgesellschaft, die sie vertreten, oder auch, wenn es eigene Pflanzer sind, für ihre eigene Tasche, sondern daß sie dabei auch größere Gesichtspunkte, das Wohl der Allgemeinheit, also auch der Eingeborenenbevölkerung im Auge haben.

Wenn hier von Herrn Direktor Lange gesagt worden ist, es sollte kein Zwang auf die Eingeborenen ausgeübt werden, anderseits aber von Herrn Direktor Ladewig das doch als wünschenswert oder wenigstens als ein Mittel, mehr Arbeiter zu bekommen, hingestellt worden ist, und wenn schließlich Herr Vietor gesagt hat, er sei gegen einen Zwang, so möchte ich doch der Meinung Ausdruck geben, daß ein gewisser sanfter Zwang dem Eingeborenen nicht schaden könnte, und daß der Zwang ja auch nicht in der Weise ausgeübt zu werden braucht, daß eine direkte Nötigung zur Arbeit stattfindet. Aber Sie wissen selbst, wie z. B. gerade in Ostafrika der Einfluß der Bezirksamtleute auf die Eingeborenen außerordentlich groß ist. Wenn der Bezirksamtmann dagegen ist, daß in seinem Bezirke Arbeiter angeworben werden, so wird man kaum welche bekommen; wenn er aber die Anwerbung begünstigt, so bekommt

man mehr Arbeiter, und in dieser Beziehung könnte durch leichte Beeinflussung sicher viel geholfen werden.

Aber ich bin der Meinung, daß man über eine solche leichte Beeinflussung noch hinausgehen könnte. Wenn man bedenkt, wie wir hier in Deutschland die Leute zwingen, ihr Dienstjahr abzuleisten, und wenn man berücksichtigt, wie hier die gesamten Verhältnisse einen viel stärkeren Druck ausüben und sozusagen jeden zur Arbeit zwingen, so können wir unter den Verhältnissen, die wir in unseren Kolonien haben, wo wir doch im großen ganzen mit unentwickelten Leuten zu tun haben, unbedenklich einen viel größeren Druck ausüben, als er hier im allgemeinen gutgeheißen wird. Ich weiß, daß sich sehr viele Leute dagegen wenden, daß besonders von seiten der Missionen und auch von anderen Leuten aus sogenannten Humanitätsrücksichten hier dagegen gesprochen wird, aber wir tun den Leuten nur etwas Gutes damit, wenn wir sie zur Arbeit erziehen. Zweifellos ist ihnen schon außerordentlich viel Gutes dadurch getan worden, durch das Beispiel der Plantagen, durch die Anhaltung zur Arbeit. Der Zwang durch den Pflichtenkreis, in den sich die Pflanzungsarbeiter begeben haben, der Zwang, der dort tagtäglich dadurch auf sie ausgeübt wird, daß sie morgens um 6 Uhr zur Arbeit anzutreten und sie bis zum Abend durchzuführen haben, dieser Zwang, diese Erziehung hat außerordentlich günstig auf die Eingeborenen gewirkt, und wir haben nur deshalb in Ostafrika diese 50 000 Arbeiter einigermaßen zur Verfügung, weil wir durch die Plantagenarbeit, durch dieses Beispiel, zwei Jahrzehnte hindurch auf die Eingeborenen erzieherisch gewirkt haben.

Wenn wir das weiter tun und die Regierung uns dabei durch die Mittel, die sie reichlich an der Hand hat, weiter hilft und unterstützt, dann, glaube ich, können wir uns in unseren immerhin ganz gut bevölkerten Kolonien Ostafrika, Kamerun, Togo und vielleicht auch in Südwest diejenigen Arbeiter beschaffen, die wir nötig haben. Darin liegt des Pudels Kern m. E., daß andere bessere Maßnahmen für die Arbeiterbeschaffung getroffen werden.

Wenn wir das tun, brauchen wir, wie ich einleitend sagte, keine Inder und keine Chinesen, die für unsere Kolonien kein Segen sind. Sie haben sich da, wo wir sie in Afrika gehabt haben, nicht bewährt.

Von Herrn Geheimrat v. Oechelhaeuser ist auf die Tabakkultur hingewiesen worden. Es ist eine schwierige Frage, ob wir dabei mit den Eingeborenen, hier speziell mit denjenigen aus Kamerun, auskommen würden, weil sie noch nicht genügend geschult sind und

die Intensität der Arbeit, die Sorgfalt, die gerade beim Tabakbau nötig ist, auf die Dauer vielleicht noch nicht an den Tag legen würden. Aber auch in dieser Beziehung ist vielleicht eine Besserung möglich. Ich meine, daß durch eine bessere Heranbildung der Eingeborenen im Laufe von einigen Jahren wohl ein gewisser Stamm von festen Arbeitern herangezogen werden könnte, der, wenn es auch afrikanische Neger sind, doch auch im Tabakbau Genügendes leistet. Ob man aber nicht außerdem noch als Aufseher und zum Anlernen einige geschulte Chinesen haben müßte, wäre etwas anderes. Das ist aber keine eigentliche Einführung von Chinesen, vor dieser möchte ich unsere afrikanischen Kolonien bewahrt wissen.

Im großen ganzen habe ich eine sehr gute Meinung von unseren Negern. Ich bin der Meinung, daß sie viel arbeitswilliger und fleißiger sind, als wie man im allgemeinen wohl sagt; man muß nur einen anderen Maßstab an sie anlegen. Die Leute haben natürlich nicht die Arbeitsintensität, den Arbeitstrieb, wie wir ihn haben; aber sie sind doch immerhin fleißig und brauchbar, wir haben schon recht Beachtenswertes mit ihnen geleistet und sie werden auch unseren in vernünftiger Weise weiter gesteigerten Ansprüchen genügen können.

Herr Geh. Ober-Reg.-Rat Haber: Auf die Anfrage, wie es um die Beschaffung von Arbeitern aus außerafrikanischen Gebieten steht, und welche Stellung die Regierung zu dieser Frage einnehme, gestatte ich mir hinsichtlich Deutsch-Ostafrikas folgendes anzuführen:

In D.O.A. hat in weit zurückliegender Zeit ein Plantagenunternehmen den Versuch gemacht, malaiische Arbeiter einzuführen. Der Versuch ist nicht geglückt, hat aber sehr erhebliche Kosten verursacht. Näheres wird vielleicht, wenn Interesse bestehen sollte, Herr Dr. Hindorf selbst über den Versuch ausführen können. Später hat, als der Bau der deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn in Aussicht stand, die Baugesellschaft den Plan gehabt, für die Zwecke des Bahnbaues fremde Arbeiter nach Ostafrika einzuführen. Es handelte sich zunächst um die Frage, aus welchen außerafrikanischen Gebieten. Indien läßt bekanntlich nur gelernte Arbeiter höherer Stellung (artisans) unter persönlichem Kontrakt als freiwillige Arbeiter heraus. Die Ausfuhr von Kulis in Massentransporten nach britischen Kolonien oder anderen Vertragsgegenden ist nur nach langen Verhandlungen mit der indischen Regierung möglich gewesen. Auch nach D.O.A. würde sie nicht gestattet werden. Ein großes Arbeiter-Reservoir für farbige Arbeiter ist zweifellos Java; aber die hollän-

dische Regierung hat sich bis in die neueste Zeit grundsätzlich geweigert, javanische Arbeiter, welche ja auch wegen ihrer persönlichen Qualitäten sehr geschätzt werden, herauszulassen, insbesondere immer abgelehnt, sie nach unserer ostafrikanischen Kolonie gehen zu lassen. Es blieb also damals China als einziges Reservoir übrig. Die chinesische Regierung hätte um diese Zeit vielleicht noch einen Vertrag geschlossen, welcher die Entnahme von Arbeitern für Deutsch-Ostafrika gestattet hätte. Heute steht die chinesische Regierung auf einem durchaus ablehnenden Standpunkt, und wenn man sie unter Anwendung starken diplomatischen Druckes so weit hat, daß sie einzelne beschränkte Transporte gestattet, so stellt sie auch hinsichtlich der Rechtsstellung der Arbeiter Bedingungen, welche wir in Ostafrika, ohne unsere eingeborenen Arbeiter zu demoralisieren, nicht würden auf uns nehmen können.

Deshalb ist die gestellte Frage dahin zu beantworten, daß eine Aussicht, Arbeiter aus außerafrikanischen Gebieten nach Deutsch-Ostafrika zu beziehen, vom völkerrechtlichen Gesichtspunkte zu verneinen ist. Tatsächlich hat die Ostafrikanische Eisenbahn-Gesellschaft sich auch ohne Arbeiter aus außerafrikanischen Gebieten beholfen und sie hat auch ohne diese fremden Arbeiter einen vollen Erfolg erzielt, auch ohne daß die Plantagenarbeit merklich gelitten hätte.

Herr Direktor Ladewig: Ich möchte zu den außerordentlich dankenswerten Anregungen, die vorhin Herr Prof. Schilling gab, noch ein paar Worte hinzufügen. Die Arbeiterverordnung, die ich vorher erwähnte, gibt bezüglich der hygienischen Behandlung ziemlich weitgehende Vorschriften. Es heißt darin, daß bei 50 Arbeitern ein inländischer, bei 500 Arbeitern ein europäischer geprüfter Heilgehilfe gehalten werden muß. Außerdem ist man stets der Aufsicht des Regierungsarztes unterstellt. Schon aus eigenem Interesse geschieht seitens der Pflanzungen nach dieser Richtung das denkbar Möglichste.

Daß die Arbeiter sich in ihren kleinen Hütten am wohlsten fühlen, ist richtig, wir können ihnen auf Grund der Verordnung diese aber nicht mehr geben. Wir müssen ihnen im Gegenteil sehr zivilisierte Wohnungen aus hygienischen Gründen anweisen; es ist das auch durchaus erforderlich.

Die Sterblichkeit ist in Kamerun im allgemeinen außerordentlich zurückgegangen. Ich kann eine allgemeine Ziffer allerdings nicht angeben, ich kann solche aber wohl von der von mir verwalteten Pflanzung mitteilen.

Auf der Moliwe-Pflanzung waren in 1911 nur 10 Todesfälle bei einem fluktuierenden Bestand von durchschnittlich 850 Arbeitern zu verzeichnen. Die am häufigsten vorkommenden Krankheiten, sofern nicht gelegentlich einmal besondere Epidemien auftreten, sind Beinwunden, Fieber und Erkältungen. Im großen ganzen sind wir von Epidemien verschont geblieben.

Ich möchte dann noch mit ein paar Worten auf das zurückkommen, was Herr v. Oechelhaeuser über den Tabak sagte.

Es ist vor einer Reihe von Jahren ein Versuch gemacht worden, der ziemlich viel Geld gekostet hat. Es läßt sich für mich als alten Tabakpflanzer heute nicht mehr mit positiver Sicherheit feststellen, welcher Ursache der Mißerfolg zuzuschreiben war; er wird zum Teil an den Arbeitern, zum Teil an den Europäern gelegen haben. Die neueren Versuche, die in Kamerun angestellt werden — ich meine da hauptsächlich den Versuch durch einen langjährigen Sumatra-Pflanzer, Herrn Bolland — berechtigen durchaus zu der Hoffnung, daß der Tabakbau in Kamerun erfolgreich sein wird. Ich habe Herrn Bolland an Ort und Stelle gesprochen und dort wachsenden Tabak gesehen; es ist durchaus Hoffnung vorhanden, daß mit den Arbeitern auszukommen sein wird. Ob das nun ohne große Mühe gehen wird, muß die Erfahrung lehren; und diese liegt vorläufig erst seit einem Jahre vor. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Tabakkultur, da sie bis jetzt auf Grund der vorhandenen Proben als aussichtsreich bezeichnet werden kann, auch für Kamerun von wesentlicher Bedeutung werden wird. Ob sie die Höhe der Sumatra-Kultur je erreichen wird, möchte ich auf Grund reiner Grund- und Bodenfragen aufs stärkste bezweifeln. Dazu gehören große Flächen, die in dem erforderlichen Zusammenhang in Kamerun schwer zu erhalten sein werden.

Dann möchte ich noch zu dem, was Herr Vietor vorhin äußerte, erwähnen, daß es mich überrascht und erfreut hat, daß Herr Vietor, einer der ersten Kaufleute der Westküste, sich auch für den Tabakbau interessiert und sich auch an Plantagen beteiligt. Allerdings muß ich sagen, daß ich einen Widerspruch darin finde, wenn er, nachdem er sich neuerdings an Plantagen beteiligt hat, nun neuen Plantagen-Gründungen ohne weiteres einen Riegel vorschieben möchte.

Herr Direktor Hupfeld: Ich möchte zunächst betreffs der Chinesen sagen, daß sie für uns in Westafrika selbstverständlich gar nicht in Frage kommen, so weit es sich um Mengen handelt. Es mag sein, daß man für die eine oder andere Kultur solche beschafft,

wenn man weiß, daß sie sie besonders kennen, aber niemals in irgendwelchen Mengen.

Was die Arbeiterfrage im allgemeinen betrifft, ja, wo immer in der Welt ein größerer Bedarf an Arbeitern ist, sei es für die Landwirtschaft, sei es für die Industrie, sei es für den Handel, besteht natürlich eine Arbeiterfrage. Wo diese Verhältnisse günstig liegen, wird man meistens nicht viel darüber sprechen, wo sie aber ungünstig sind, wird man sehr darüber klagen.

Aus den Referaten und aus eigener Kenntnis wissen wir, daß in Togo von einer Arbeiterfrage überhaupt nicht die Rede ist. Wir wissen, daß in Kamerun die Arbeiterfrage jedenfalls vorläufig keinen Anlaß zu Besorgnissen gibt. Wir wissen, daß in Deutsch-Ostafrika, in einzelnen Teilen, speziell im Süden, die Arbeiterfrage auch nicht gerade ungünstig liegt. Über Deutsch-Südwestafrika und die Südsee werden wir noch das Nähere erfahren. Dagegen scheint es augenblicklich im Norden von Deutsch-Ostafrika, im Usambaragebiet, recht bedenklich zu stehen. Aber daraus die Folge zu ziehen, daß man dort nun lieber die ganzen Plantagen nicht hätte anlegen sollen, das heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Wer sich Ostafrika heute ansieht und sich überlegen würde, was das Land wäre, wenn dort keine Plantagen beständen, das ist gar nicht auszudenken, das wäre geradezu trostlos. Und was dichtgedrängte Plantagen leisten können, das sieht man am besten gerade in Tanga und seinem Hinterland, wo die Usambarabahn eine so glänzende Entwicklung genommen hat, während unsere Togobahnen doch deshalb so unbefriedigt weiterkommen, weil hier die Plantagen fehlen. Wohl haben wir in Togo eine recht günstige Eingeborenenkultur, aber die Plantagen entwickeln sich schneller, als die Eingeborenenkultur es kann.

Ich möchte noch eins sagen. Herr Vietor hat von den unsoliden Gründungen gesprochen. Wir wissen genau, welche Unternehmungen dabei gemeint sind. Es handelt sich um einige Pflanzungen, aber ganz überwiegend um Bergbauunternehmungen in Deutsch-Südwestafrika. Wenn es jetzt so dargestellt wird, als ob es auf dem Gebiete des Plantagenbaues eine furchtbare Menge von unsoliden Gründungen gäbe, so ist das nicht wahr und entspricht nicht den Verhältnissen. Daß im kolonialen Leben genau so gut wie sonst in der Welt unsolide Gründungen vorkommen, das müssen wir eben hinnehmen, dagegen können wir ankämpfen, aber wir schlagen uns selbst ins Gesicht, wir schädigen unsere Kolonien, wenn wir behaupten, auf kolonialem Gebiete wären ganz besonders viele unsolide Gründungen. Denken Sie z. B. an die Terraingeschichten hier in

Berlin und wo immer; denken Sie an Industrie- und Bergwerkssachen innerhalb Deutschlands. Wir wollen natürlich gegen die unsoliden Gründungen vorgehen, aber die Dinge nicht schlechter machen als sie sind.

Dann möchte ich noch sagen: es ist ja selbstverständlich ganz ausgeschlossen, daß das Komitee hier eine Resolution fassen könnte, welche sich dagegen ausspricht, daß weitere Plantagen angelegt werden.

Was die Anregung des Herrn Dr. Hindorf betrifft, so glaube ich, können wir nicht gut etwas anderes beschließen, als die Vorträge, die wir schon gehört haben, und die, die wir noch hören werden, den zuständigen Stellen zunächst als Material zu überweisen. Wollten wir bestimmte Vorschläge machen, so müßten wir sie erst wieder durch eine kleinere Kommission prüfen lassen.

Herr Direktor Lange: Ich möchte zunächst auf die Anfrage des Herrn Geheimrat v. Oechelhaeuser, betreffend die Einführung von fremden Arbeitern, kurz eingehen.

Ich kann aus meiner Erfahrung aus Deutsch-Ostafrika gerade in bezug auf den Tabakbau mitteilen, daß eine mir seinerzeit unterstellte Gesellschaft durch Vorgänger in meinem Amt Chinesen und Malaien eingeführt hat, und zwar von dem Gesichtspunkte aus, daß damals die ostafrikanischen Arbeiter nicht befähigt waren, die subtile Behandlung, welche der Tabak erfordert, auszuführen. Die ostafrikanischen Leute waren damals noch unerfahren in der Arbeit, und man versuchte es nach den bekannten Sumatramustern mit Chinesen, die über Singapore geliefert wurden. Die Qualität des Tabaks brachte aber nicht einmal die Preise, die notwendig waren, um die Unkosten zu decken, und deshalb hat man ganz vom Tabakbau abgesehen. Die Erfahrungen, die man mit den Chinesen gemacht hat, waren so negativer Art, daß in absehbarer Zeit wohl niemand mehr daran denken wird, nach Deutsch-Ostafrika wieder Chinesen zu bringen. Sie haben ungünstig auf die Bevölkerung eingewirkt und haben auch sonst bei ganz erheblichen Gestehungskosten eine große Menge Unannehmlichkeiten verursacht.

Wie sich der Tabakbau besonders betreffs der Arbeiter in Kamerun gestalten wird, das läßt sich ja schwer beurteilen. Ob die Arbeiter so weit vorwärts gebracht werden können, daß sie die Tabakkultur in entsprechender Weise ausführen können, ist fraglich. Ich glaube, daß es wohl möglich sein wird, geschulte Leute aus Tabakgebieten — ich denke an Sumatra — dorthin zu bringen, welche vielleicht beim Anlernen und als Aufseher tätig sein können.

Wir haben unter den Arbeitern, welche damals nach Ostafrika gebracht wurden, auch eine Anzahl Malaien gehabt, und ich muß sagen, daß man mit diesen ganz ausgezeichnete Resultate erzielt hat. Sie sind fleißig, umsichtig und ordentlich gewesen, und es sind sogar einige von denen, die vor etwa 15 und noch längeren Jahren eingeführt wurden, heute noch auf den Plantagen, die ihnen lieb geworden sind, als Aufseher und zum Anlernen für die Eingeborenen tätig.

Herr Geheimrat Haber hat das, was ich bezüglich der Möglichkeit der Einfuhr noch sagen wollte, vom amtlichen Standpunkt aus bereits dargelegt, und wir, die wir uns mit der Frage öfter beschäftigt haben, wissen, daß es fast unmöglich sein wird, sowohl aus Indien wie aus China, wie den Malay States eine größere Zahl von Arbeitern nach unseren Kolonien zu bringen, wie es hier auch ausgeführt ist. Ich glaube auch nicht, daß es für Deutsch-Ostafrika nötig sein wird; denn die Zahlen, die ich Ihnen vorhin vorgeführt habe, erhärten, daß es wohl möglich ist, im Laufe der Zeit das Arbeiterbedürfnis aus der Kolonie zu decken, wenn die Sache richtig angefaßt wird.

Die Diskussion bei Kamerun gibt mir aber Veranlassung, meinem Referat noch etwas hinzuzufügen, da ich mich auf Details absichtlich nicht weiter eingelassen habe.

Selbstverständlich geschieht in Ostafrika alles, was die hygienische Seite betrifft, um das Wohl der Arbeiter besser zu fördern und sie an die Plantage zu fesseln. Eine Ansiedelung von Arbeitern, selbst eine Seßhaftmachung, ist selbstverständlich auch versucht worden. Sie hat aber das Resultat gezeitigt, daß nach ganz kurzer Frist die zugewanderten Arbeiter nicht mehr auf die Plantage kamen, sondern sich selbst mit dem Anbau von Nahrungsmitteln für die große Arbeiterschar beschäftigten, sich selber Arbeiter engagierten und uns so noch Arbeiter wegnahmen. Die Waniamwesi, die seinerzeit Herr Reg.-Rat Meyer ansiedelte, sind im großen ganzen auch nicht geblieben. Wir werden also wahrscheinlich bis auf lange Zeit, bis die umwohnenden Bevölkerungsteile sich vermehren und mehr an die Plantagenarbeit gewöhnen, darauf angewiesen sein, aus anderen Distrikten, die einen Überschuß an Arbeitern haben, die notwendigen Arbeitskräfte heranzuziehen.

Es haben gewiß in den Anfängen der Plantagenwirtschaft auch bei uns, wie wohl in allen Kolonien, irrige Auffassungen über die Bedürfnisse und die Behandlung der eingeborenen Arbeiter bestanden. Man hat sie teilweise nicht nach ihrer Individualität behandelt; man hat nicht auf ihre gewohnte Ernährung die nötige Rücksicht genom-

men; man hat auf die Hygiene zu wenig Wert gelegt. Man hat aber auch schon seit Jahren erkannt, auch in Ostafrika, daß es gar nicht anders geht, als gerade diese Momente ganz besonders zu berücksichtigen, und man sorgt in umfassender Weise dafür, den Arbeitern das Leben auf den Plantagen angenehm zu machen. Sie können in ihren eigenen Hütten wohnen; sie bekommen auch Feld, das sie sich in ihrer freien Zeit selbst bestellen können; die Plantagen sorgen für Viehnahrungsmittel, auch für Lustbarkeiten, denen sie sich gern hingeben. Wir geben ihnen große Gomas (große Feste), damit sie sehen, wie schön es sich bei uns lebt. Es wird also alles mögliche getan. Auch von der Regierung ist durch die Arbeiterverordnung eine ganze Reihe einschneidender Maßregeln getroffen worden; es wird eine Aufsicht über die Behandlung der Eingeborenen, über ihre Verpflegung und ihre Entlohnung durch Distriktskommissare ausgeübt. Auch die Kontraktverhältnisse sind durch die Verordnung eingehend geregelt.

Ich habe in meinem Referat nur andeutungsweise von den Möglichkeiten gesprochen, die einen gelinden Druck auf die Neger, den ich auch als wünschenswert erachte, ausüben können. Es soll kein Zwang sein; aber wie Herr Dr. Hindorf, der die Verhältnisse auch sehr genau kennt, schon ausgeführt hat, halten wir es auch für erforderlich und wünschenswert, daß durch einen gewissen Einfluß der amtlichen Stellen auf die ihnen untergeordneten Eingeborenen — wobei unter Umständen schon der Ausdruck des Wunsches genügt — die Gestellung von Arbeitern weiter gefördert wird. Ich meine daher, daß die Frage sich durch ein gemeinsames Zusammenarbeiten von Regierung, Gouvernement und Interessenten in Ostafrika wohl lösen lassen wird.

Wenn ich in meinem Referat davor gewarnt habe, daß man nicht so viel Plantagen-Unternehmungen ins Leben rufen sollte, so habe ich damit doch nur ausgesprochen, daß es an gewissen Punkten, wo eine große Anhäufung schon besteht, wünschenswert erscheint, dort vorsichtig zu Werke zu gehen. Fern liegt es mir aber, von der Inangriffnahme von Plantagenunternehmungen in Ostafrika überhaupt abzuhalten. Das halte ich für selbstverständlich — und da stehe ich mit all den Herren Vorrednern, deren Ansichten sich in der gleichen Richtung bewegen, auf demselben Standpunkt —, daß gerade die Plantagenwirtschaft erzieherisch und vorbildlich wirkt, um die Leute an geordnete Verhältnisse, an Pflichten und Arbeitseistungen zu gewöhnen und daß gerade durch die Plantagenwirtschaft bis jetzt im wesentlichen die Werte geschaffen worden sind,

auf die wir in unseren ostafrikanischen und auch in unseren anderen Kolonien mit Genugtuung und Stolz blicken können.

Herr Vietor: Zunächst möchte ich mich doch gegen den Zwang aussprechen, den Herr Dr. Hindorf hier befürwortet hat. Was in bezug auf eine verständige Beeinflussung der Eingeborenen durch die Bezirksamtleute usw. möglich ist, geschieht bereits. Wenn unsere Bezirksamtleute in Togo durchs Land reisen, gehen sie jedesmal, wenn es nötig ist, zu den Häuptlingen und sagen, ihr habt zu wenig Baumwolle geliefert usw. Von den Bezirksamtleuten in Ostafrika weiß ich auch, daß sie sich Mühe geben. Aber weiter dürfen wir, glaube ich, von der Regierung aus nicht gehen. Wir dürfen unter keinen Umständen den Eingeborenen etwas tun, was nicht recht ist, und es ist nicht recht, den Mann gegen seinen Willen von der Familie wegzunehmen und auf die Plantage zu bringen. (Zuruf: Wie geht es denn unseren Soldaten?!) Das ist etwas anderes; die sind nicht verheiratet. Wenn es sich einmal um Krieg oder Revolution handelt, würde unsere Regierung draußen ebenso wie hier alle notwendigen Maßnahmen zu treffen wissen.

Wenn Herr Direktor Hupfeld sagt, es hätte sich bei dem, was ich aus der Denkschrift angeführt hätte, überwiegend um Bergwerksunternehmungen gehandelt, so möchte ich demgegenüber klarstellen, was die Denkschrift auf Seite 6 sagt:

> „Nicht bloß von den sehr zahlreichen Diamantgesellschaften, „sondern auch von den vielen Pflanzungsunternehmen der letzten „Jahre ist eine große Anzahl wieder in Liquidation getreten, „zum Teil unter beträchtlicher Schädigung der dafür ge„wonnenen Interessenten. Um solche Rückschläge in der an „sich gesunden Entwicklung zur reichlicheren Kapitalinvestierung „in den Schutzgebieten künftig zu verhindern, ist die Kolonial„verwaltung im Benehmen mit den Schutzgebietsverwaltungen „neuerdings der Frage nähergetreten, wie durch Prüfung des „Gründungsvorganges oder auf andere Weise wenigstens den „ärgsten Mißständen im kolonialen Gründungswesen entgegen„gearbeitet werden könnte.

Weiter hat Herr Direktor Hupfeldt gesagt, die Eisenbahnen können sich nur da bezahlt machen, wo Plantagen und nicht, wo nur Eingeborenenkultur wäre und hat dabei auf Togo und Usambara hingewiesen. Ich möchte dazu bemerken, daß wir vor 4 Jahren 30 000 t Mais exportiert haben und die Bahn hat sich glänzend bezahlt gemacht. Im letzten Jahre haben wir durch die Dürre und

durch Überschwemmungen die Ernte verloren, und infolgedessen ist die Bahn sehr viel weniger rentabel gewesen.

Dann habe ich aber durchaus nicht gesagt, daß man in Zukunft Plantagenunternehmungen verbieten sollte. Ich habe nur angeregt, ob es nicht vielleicht richtig wäre, wenn man vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee einmal darauf aufmerksam machte, wie groß in Zukunft die Arbeiterschwierigkeiten sein würden. Das, was ich hier gehört habe, war sehr optimistisch. Wenn ich aber sehe, daß in Ostafrika 25 000 ha mit Manihot bepflanzt sind, so überlegen Sie doch, wieviel Leute Sie da zum Abzapfen brauchen. Sie werden mit 100 000 Arbeitern in 3, 4, 5 Jahren nicht mehr auskommen können, sondern weit größere Menschenmassen benötigen.

Herr Direktor Mittelstaedt: Es ist vieles von dem, was ich Ihnen vortragen wollte, bereits durch die Herren Vorredner gesagt worden, so daß ich mich kurz fassen kann.

Im allgemeinen ist ja das Ergebnis der Diskussion hinsichtlich der Arbeiterfrage insofern ein erfreuliches, als bisher eigentlich doch immer noch dem Arbeiterbedarf hat genügt werden können. Zum anderen Teil sind wir uns auch darüber einig, daß in den Kolonien eine genügende Menschenzahl vorhanden ist, um noch eine weit größere Zahl von Arbeitern zu stellen.

Um nun die Frage beantworten zu können, ob nicht in der Zukunft größere Schwierigkeiten entstehen werden, tut man nach meiner Meinung gut, ein wenig Rückschau zu halten.

Ich selbst kann das insofern tun, als ich schon vor 20 Jahren, im Jahre 1891/92 zum ersten Male in Deutsch-Ostafrika eine Aufgabe zu lösen hatte, als ich nämlich zum Zwecke einer Eisenbahnexpedition dorthin geschickt wurde. Ich habe damals wochenlang damit zugebracht, um in Tanga auch nur 80 Träger zusammenzubekommen, damit ich meine Expedition antreten konnte. Jetzt sind, wie uns mitgeteilt wird, einige 50 000 Arbeiter allein auf den Plantagen tätig und dazu noch so und so viele tausend — wie ich annehme rund 20 000 Mann — bei den Eisenbahnbauten beschäftigt.

Was die Eisenbahnbauten nun selbst anlangt, so hat es, als wir im Jahre 1903 mit dem Bau von Korogwe nach Mombo im Anschluß an die bisherigen Regiebauten des Kaiserlichen Gouvernements begannen, zu recht großen Schwierigkeiten in der Arbeiterbeschaffung geführt, um im forcierten Betriebe, den wir uns gedacht hatten, tätig zu sein. Diese Schwierigkeiten wurden verhältnismäßig sehr rasch überwunden. Wir haben damals an dem kleinen Bahnbau von 40 km schließlich sehr bald mit 1600 Mann und darüber

gearbeitet. Damals waren die Sisal-Plantagen in ihrem Anfangsstadium, also es waren 50 000 Menschen sicherlich nicht entfernt auf den Plantagen in Tätigkeit. Ich will einmal annehmen, es wären 15 000 Mann gewesen; das wäre aber das höchste. Heute sind dort über 50 000 Mann beschäftigt und bei den Eisenbahnbauten 20 000 Menschen tätig. Das ist der Fortschritt innerhalb 8 Jahren. Ich glaube, daraus ließe sich wohl folgern, daß der Arbeiterbedarf auch in Zukunft vollständig gedeckt wird, und zwar einfach auf Grund des für unsere Kolonien gültigen Erfahrungssatzes: einer sagt es dem anderen. Der Neger ist nicht ohne Erwerbssinn, er findet sehr bald heraus, daß er sich für den Lohn seiner Arbeit doch auch Annehmlichkeiten verschaffen kann, die er sich lediglich mit dem Dahindämmern, das er bisher in seinem Hinterland gewohnt war, nicht verschaffen konnte. Diese Annehmlichkeiten werden ihm zur Gewohnheit und er wird dann, wenn nicht zum dauernden, so doch zum periodischen Arbeiter.

Einen guten Beleg möchte ich Ihnen dafür auch noch liefern, indem ich darauf hinweise, wie sich die Sache in demjenigen Lande, in welchem die Arbeiterfrage wenigstens bis vor kurzem noch eine besonders schwierige war — ich glaube, sie ist seit den zwei Jahren, in denen ich nicht mehr dort gewesen bin, so geblieben — in Kamerun gestaltet hat. Als wir mit den Bahnbauten dort begannen — ich war zuerst im Jahre 1904 drüben — konnte ich kaum die notwendigen Leute für eine Hinterlands-Expedition zusammenbekommen. Es hat dann der Bau der Manengubabahn begonnen. Wir sind zunächst nicht über 1600 bis 1800 Mann hinausgekommen, nachdem wir mit 300 bis 400 Menschen angefangen hatten. Diese Zahl hat sich dann bis auf 3000 Mann gehoben. Man hat sich dann aber sorgenvoll gefragt: ja, wie soll es denn werden, wenn nun noch die Mittellandbahn neben der Manengubabahn gebaut wird? Es hat sich herausgestellt, daß auch dafür, wenn auch nicht stets in der vollen Zahl, der Arbeiterbedarf zu decken war, und es hat sich, entgegen dem schlimmen Ruf, den gerade der Kamerunneger in bezug auf seine Trägheit hat, gezeigt, daß bei einer Arbeiterzahl von rund 8000 Menschen ungefähr 2000 Mann freiwillige Arbeiter als Tagesarbeiter sich stellten. Das kam daher, daß Leute, deren Kontrakt abgelaufen war, sich auch hier als freiwillige Arbeiter meldeten, um die Annehmlichkeiten, die sie durch den Gelderwerb kennen gelernt hatten, sich zu erhalten.

Also ich blicke durchaus zuversichtlich in die Zukunft. Es wird, wenn man seine Schlüsse rückschauend zieht, meines Erachtens

auch in der Zukunft eher besser als schlechter werden, selbst wenn noch eine erhebliche Steigerung in bezug auf die Gründung von Plantagen eintreten sollte. Ich selbst kann mir kein Urteil darüber beimessen, ob eine solche Vermehrung wünschenswert ist, oder ob es sich zum Teil um eine treibhausmäßige Entwicklung handelt, die keine Förderung verdient.

Ich würde es aber für durchaus abwegig halten, wenn man auf Ziele hinsteuert, wie einer der Herren Vorredner es hingestellt hat, daß nämlich die Behörden sich dazu verstehen sollten zu genehmigen, daß Eingeborene für 18 Monate ihrer Heimat entzogen werden. Allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. Man kann es auch einem Neger nicht zumuten, daß er sich so lange von seiner Heimat trennt; das führt zu einer außerordentlich großen inneren Verbitterung. Man darf nicht den großen Heimats- und Familiensinn der Neger unterschätzen. Es würde das ein großer Verstoß gerade gegen diese vom rein menschlichen Standpunkt immerhin schätzenswerten Eigenschaften sein.

Zweifellos muß man in hygienischer Beziehung das Menschenmögliche tun. Ich bin aber der Meinung, daß, wenn die gesundheitlichen Verhältnisse auf den einzelnen Plantagen sich im Laufe der Zeit gebessert haben, das nicht nur dem Umstande zuzuschreiben ist, daß Plantagenleiter und Ärzte ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, sondern daß die Kultivierung des Bodens von selbst bessere hygienische Verhältnisse mit sich bringt, indem sie die nötige Durchlässigkeit des Bodens hervorbringt, für Vorflut sorgt, und dadurch die Herde der Malaria und sonstiger Krankheiten beseitigt.

Es ist hier schon davon gesprochen worden, daß man darauf Bedacht nehmen müsse, dem aus der Ferne angeworbenen eingeborenen Arbeiter die Annehmlichkeiten, die er von Hause her gewohnt ist, auch an der Arbeitsstelle zu verschaffen und zu erhalten. Dieser Punkt scheint mir grundsätzlich ein eminent wichtiger zu sein. Ich möchte da aber auf folgendes aufmerksam machen. Der Neger kommt aus dem Hinterlande vom dolce far niente, und nun wird er, nachdem er den Marsch bis zu seiner Arbeitsstelle zurückgelegt hat, in ein Joch gespannt, in dem er Tag für Tag eine zehnstündige und mitunter keineswegs leichte Arbeit zu leisten hat. Dieser Übergang ist ein außerordentlich schroffer, und da dieser Eingeborene neben sich andere Eingeborene sieht, die frei sind, so muß ihn das innerlich mit einer gewissen Unzufriedenheit erfüllen.

Meiner Ansicht nach wäre ein wirksames Mittel, um die Abneigung der Eingeborenen gegen die Arbeit zu mindern, um also

eine raschere Zunahme Arbeitswilliger zu erzielen, daß man die Arbeitszeit etwas kürzt; der Neger muß auch für seine Spielereien Zeit haben. Er ist, was ja immer wieder richtig angeführt wird, in vieler Beziehung mit einem Kinde zu vergleichen. Nun, das Kind muß auch seine Zeit für Kurzweil und Spiel haben. Wir haben da gelegentlich mit einem besonders geschickten Bauleiter ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. Er verstand es einzurichten, daß den Arbeiterkolonnen ein Zeitakkord gegeben wurde, so daß die Arbeiter, wenn die betr. Leistung erledigt war, frei hatten. Es ist dabei übrigens die Beobachtung gemacht worden, die stets gemacht wird, daß der anscheinend teuerste Akkord immer noch viel billiger ist als die billigste Tagelohnarbeit.

Was nun die Frage des Arbeitszwanges anbelangt, so läßt sich da, meine ich, ein Prinzip überhaupt nicht aufstellen. Die Verhältnisse liegen in unseren Schutzgebieten außerordentlich verschieden, und während auf der einen Stelle ein gewisser Zwang zur Zeit noch nicht entbehrt werden kann, kann auf der anderen Stelle davon abgesehen werden. Es muß selbstverständlich das Ziel sein, auf jeden Zwang verzichten zu können; wo das aber nicht der Fall ist, wie z. B. im Hinterland von Kamerun, sehe ich gar kein Bedenken darin, auf einen gewissen Zwang — ich will es milder nennen, nicht Zwang, sondern Einwirkung, deren Grenze die Behörden meiner Ansicht nach bisher noch immer sehr richtig zu finden gewußt haben, — auf diese Einwirkung nicht zu verzichten. Sie ist durchaus angemessen. Vergleichen wir doch wieder die Eingeborenen mit Kindern! Das Kind unterliegt bis zum Alter von 14 Jahren, der Fachschüler, der Militärpflichtige, der Abiturient sogar bis zum 20. Jahre einem Zwange, und es liegt meines Erachtens keine Unmoral darin, wenn wir vom Eingeborenen, dem wir die Segnungen der Kultur bringen, dem wir insbesondere die Sicherheit für Besitz und Familie zuteil werden lassen, die einzige Gegenleistung verlangen, die er zu bieten vermag: das ist Arbeit, die ihm ja überdies reichlich bezahlt wird.

Wenn im übrigen die Arbeiterfrage zu irgendwelchen Bedenken Anlaß geben sollte, so bin ich der Ansicht, daß der Bau von Eisenbahnen das allerwirksamste Mittel ist, um einem Arbeitermangel vorzubeugen. Es muß nicht allzu sehr darauf gesehen werden, ob die Bahn eine Rente bringt, oder welcher unmittelbare Ausfall entsteht, wenn sie keine bringt. Der mittelbare Nutzen, den Bahnen bringen, ist ein übergroßer, allein schon indem sie die Arbeiter-Reservoire erschließen, so daß die Wichtigkeit der Rechnung über

Rentabilität oder Unrentabilität recht wohl etwas in den Hintergrund gestellt werden kann.

Herr Professor Dr. Warburg: Ich will nur über zwei Punkte einige Worte sagen. Der eine ist die Frage der Einführung von Arbeitern aus anderen Gebieten. Sie ist eigentlich schon damit erledigt, daß, wie wir von sachverständiger Seite erfahren haben, augenblicklich keine Möglichkeit besteht, aus den Hauptzentren für die Arbeiterversorgung Arbeiter in größeren Mengen nach unseren Kolonien hinzuleiten. Ich möchte mich aber trotzdem dagegen wenden, daß, wie gesagt wurde, die Beschäftigung solcher fremder Arbeiter in unseren Kolonien nicht wünschenswert sei. Ich möchte auf ein Land hinweisen, das in ganz außerordentlichem Aufblühen begriffen ist, an sich aber so gut wie gar keine Arbeiter hatte und nur durch Einführung fremder Arbeiter seine jetzige Blüte erreicht hat. Es ist das die malaiische Halbinsel, nach der im letzten Jahre allein 100000 Tamils aus Indien, außerdem 40000 oder 50000 Javaner eingeführt worden sind. Ich meine, daß das, was sich dort als gut bewährt hat, auch in unseren Kolonien, in der richtigen Weise angewendet, keine Schädigungen mit sich bringen würde. Ich möchte ferner bemerken, daß wir auch noch manche vollständig unaufgeschlossenen Arbeiter-Reservoire in unseren Kolonien haben. Gestern hat Herr Booth in der Baumwollbau-Kommission darauf hingewiesen, daß im nördlichen Togo ein Überfluß an Menschen sei, so daß sie sich dort nicht recht ernähren könnten und es daher wünschenswert sei, daß von diesen ein Teil im südlichen Togo angesiedelt werden würde. Betreffs Ostafrikas wissen wir gleichfalls, daß große Gebiete im nordwestlichen Teile der Kolonie sehr stark bevölkert sind. Man nimmt zwar an, daß die Bewohner dieser Hochländer im Tiefland nicht brauchbar sind; jedoch sollte dies doch einmal ausprobiert werden. Vorläufig besteht leider aus anderen Ursachen noch keine Möglichkeit hierfür; aber sie wird wohl in einigen Jahren vorhanden sein, und dann würde die Arbeiternot, in der wir uns momentan befinden, doch vielleicht beseitigt werden können.

Sehr richtig ist das, was der Herr Vorredner über die langsame, aber stetige Zunahme der Arbeiterzahl in Deutsch-Ostafrika gesagt hat. Ich glaube auch an eine solche; aber ich bin der Ansicht, daß wir dennoch in dem Stadium des Arbeiterhungers bleiben werden, indem die Pflanzungen sich stets soweit ausdehnen werden, als es die Arbeiterbeschaffung nur irgend erlaubt.

Betreffs Togo und Kamerun stimme ich freilich durchaus mit den Herren Dir. Hupfeld und Ladewig darin überein, daß die Gefahr

einer zu schnellen Ausdehnung der Plantagen für Togo absolut nicht und für Kamerun kaum besteht. Wir wissen freilich nicht, wie schnell sich die Tabakplantagen in Kamerun entwickeln und ausdehnen werden; da sie aber in den nächsten Jahren noch keinen sehr großen Bedarf an Arbeitern haben werden, so kann man auch mit Bestimmtheit annehmen, daß die Zahl der zur Verfügung stehenden Arbeiter in Kamerun wenigstens für die nächsten Jahre zur Deckung des Bedarfs genügen wird.

Daß wir, wie die Verhältnisse momentan liegen, uns hüten sollen, die Ausdehnung der Plantagenunternehmungen zu ermuntern, ist klar. Aber auch ohne Gründung neuer Pflanzungsgesellschaften wird der Arbeiterbedarf zunehmen dadurch, daß die Kautschuk- und Sisalpflanzungen allmählich in die Periode des Ertrages kommen und daher wieder Arbeiter für das Anzapfen und Blattschneiden benötigen. Auch herrscht bei den meisten Gesellschaften die Tendenz vor, ihre Pflanzungen immer weiter auszudehnen. Eine Warnung vor Anlegung neuer Pflanzungen auszusprechen, halte ich aber für überflüssig; denn ohnehin befinden wir uns momentan nicht mehr im Stadium der Gründung neuer Pflanzungsunternehmungen, und wir haben keine Veranlassung, die ohnehin schon pessimistische Stimmung in bezug auf unsere Kolonien unsererseits zu fördern.

Herr Amtsgerichtsrat Schwarze: Ich möchte mir gestatten, in kurzen Leitsätzen die gesamte Debatte festzulegen. Ich möchte zuerst den Leitsatz aufstellen: keine fremden Arbeiter. Samoa merkt, was fremde Arbeiter ausmachen. Die Anwerbung kostet mindestens das Zehnfache, der Lohn das Doppelte. Wenn Arbeiter angeworben werden müssen, soll es, was ich als zweiten Leitsatz aufstelle, durch amtliche Anwerbung geschehen. Diese Auffassung habe ich schon immer vertreten. Wilde Anwerber sind das Schlimmste, was es für die Plantagen gibt.

Drittens: Gute Behandlung. Die Arbeiter müssen ihre natürliche Kost haben. Die ganze Verpflegung muß eine gute sein und die Weiber müssen, wenn die Möglichkeit besteht, mit auf die Plantagen genommen werden. Ist das möglich, so werden die Eheleute dort getrennt untergebracht werden müssen.

Viertens: Längere Kontrakte! 6monatliche Kontrakte waren gut, als man rodete. Roden kann man mit jedem Neger, so, wie er aus der Heimat kommt; ernten kann man mit ihm aber nicht. Dazu gehört eine Lehrlingszeit, für die aber 6 Monate zu wenig sind, namentlich wenn man noch die Dauer der Hin- und Herreise hinzurechnet. Man kommt da zu einem Zustand, der für die Plantagen nicht wünschenswert ist.

Dann unter keinen Umständen ein Verbot der Gründung weiterer Plantagen! Wenn man auch vielleicht in Usambara und an der Nordküste von Kamerun ein derartiges Verbot erlassen könnte, so ist es doch ganz unmöglich, die Kolonien im ganzen zu schließen, denn überall da, wo Arbeiter sind, müssen Plantagen angelegt werden.

Dann dürfen Gründungen nicht zugelassen werden, wenn nicht genügend Kapital vorhanden ist. Durch die ganzen kolonialen Gründungen geht der Zug, daß man glaubt, für M. 400 000, 500 000, 600 000 Plantagen von 3000, 4000 ha gründen zu können, die erst nach 7 oder 8 Jahren in Ertrag kommen. Das sind Unmöglichkeiten. Deshalb muß darauf gedrängt werden, daß bei jeder Gründung einer Plantage pro Hektar ein gewisser Minimalsatz an Kapital vom Gouverneur bzw. vom Kolonialamt gefordert wird.

Ich glaube, wenn man diese sechs Leitsätze aufstellen würde, würde die Arbeiterfrage in den Kolonien niemals schwierig werden; denn wir haben in allen Kolonien Leute genug, um die Arbeiterfrage, auch wenn sich die Entwicklung noch verzehnfacht, durch unsere eigene Negerbevölkerung lösen zu können. Ich halte dafür, daß diese Frage auch durch den Bau der Eisenbahnen mitgelöst wird. Wenn Eisenbahnen gebaut werden, wird die Anwerbung erleichtert, und deshalb glaube ich, daß man bei dem Fortschritt des Bahnbaues von Schwierigkeiten in der Arbeiterfrage nicht wird sprechen können. In Ostafrika sind im vorigen Jahre 57 000 Arbeiter gestellt worden, gegen 10 000 weniger im Jahre vorher. Wenn das so weiter wächst, können wir zufrieden sein; denn die größten Gebiete Muansa und Ruanda, die die meisten Arbeiter stellen, sind noch nicht erschlossen.

Herr Prof. Dr. Schilling: Herr Direktor Ladewig hat mich falsch verstanden. In unseren deutschen Kolonien sind sicherlich Beispiele vorhanden, welche zeigen, wie wesentlich sich die hygienischen Verhältnisse auf den Plantagen und bei den sonstigen Unternehmungen gebessert haben. Aber es wäre sehr erwünscht, wenn diese Beispiele auch in der Öffentlichkeit mehr bekannt würden. Auf der anderen Seite wird wohl auch Herr Direktor Ladewig mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, daß es nicht bei allen Unternehmungen und Plantagen so günstige Ziffern gibt, wie auf der von ihm geleiteten. Die Hygieniker sind nicht dazu da, die Entwicklung durch Unannehmlichkeiten, die sie den Unternehmern bereiten, zu hemmen, sondern diese zu fördern und den Leitern in ihrer Arbeit zu helfen.

---

c) Deutsch-Südwestafrika.

Zur Arbeiterfrage in Deutsch-Südwestafrika berichtet Herr Gouverneur a. D. v. Bennigsen, Vorstand der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika:

Wir müssen leider feststellen, daß die Arbeiterverhältnisse in dem menschenarmen Deutsch-Südwestafrika sich immer schwieriger gestalten. Die dortigen Zeitungen hallen wieder von Klagen über Arbeitermangel aus allen Erwerbskreisen. Am intensivsten und wegen der Kapitalsbeteiligung am fühlbarsten in der Heimat tritt der Arbeitermangel bei den bergbaulichen Betrieben hervor. Die im wesentlichen jetzt mit ihren Bauten fertigen Eisenbahn-Gesellschaften haben, da die ausreichende Arbeiterbeschaffung in der Kolonie für sie von vornherein unmöglich war, sich viel kapländischer Vertragsarbeiter bedient. Diese Arbeiter kehren nun in ihre Heimat zurück, so daß auch der Abschluß der Eisenbahnbauten den Bewohnern der Kolonie die Arbeiterbeschaffung nicht erheblich erleichtert.

Die Regierung hat sich eingehend mit der Arbeiterfrage beschäftigt. Sie hat insbesondere kürzlich durch Verordnung vom 16. Dezember 1911 den Bezug von Arbeitern aus dem Ambolande geregelt. Auch der Bezug von Arbeitern aus anderen deutschen Kolonien — es käme in erster Linie wohl Deutsch-Ostafrika in Betracht — ist bereits, ohne bisher ein greifbares Ergebnis zu erzielen, ins Auge gefaßt worden, weil man sich in Regierungskreisen schon lange nicht mehr der Überzeugung verschließt, daß die menschenarme Kolonie für das dortige rasch aufstrebende Wirtschaftsleben die nötigen Arbeiter allein nicht stellen kann. Der Absicht der Otavi-Gesellschaft, versuchsweise chinesische Arbeiter einzuführen, hat sich aber die Kolonialverwaltung bisher nicht geneigt gezeigt.

Bekanntlich werden auf den im Süden der Kolonie liegenden Diamantfeldern hauptsächlich Arbeiter aus dem Norden der Kolonie, aus dem Amboland, beschäftigt. Diese Arbeiter können das rauhe Klima auf den Diamantfeldern sehr schlecht vertragen, und der Arbeiterbezug aus dem Norden macht für die nördlichen wirtschaftlichen Betriebe den Arbeitermangel immer unerträglicher. Wenn hierzu sich irgend eine Möglichkeit böte, sollte man daher für die Diamantenbetriebe andere Arbeiterquellen zu erschließen suchen. Auf den Diamantfeldern macht sich in dem jetzigen Augenblick des Darniederliegens der Diamantenförderung kein großer Arbeitermangel geltend. Aber die Lüderitzbuchter Minenkammer wies bereits in ihrer Verhandlung vom 19. Februar d. J. deutlich darauf hin, daß bei einer vernunftgemäßen Abänderung der Diamantenabgaben, mit

der wohl für die nächste Zeit zu rechnen ist, mit dem Aufschwung der Diamantenindustrie ein bedeutender Mehrbedarf an Arbeitern zu erwarten stehe. Sie bezeichnete in Rücksicht hierauf die Frage der Einfuhr auswärtiger Arbeiter als dringend.

Im Norden will neueren Nachrichten zufolge jetzt die Khan-Kupfermine mit größerem Bergbaubetriebe einsetzen. Auch treten bei dem sehr ausgedehnten Zinnvorkommen immer mehr bergbauliche Versuche hervor. Wo sollen für diese neue berggewerbliche Tätigkeit die Arbeiter herkommen, wenn jetzt schon der einzige größere nördliche Bergbaubetrieb, die Tsumebmine der Otavi-Gesellschaft, an chronischem Arbeitermangel leidet und durch die fortwährende Schwankung des Arbeiterbestandes in seinem Betriebe gestört wird? Bei der Tsumebgrube betrug im Jahre 1909/10 die zeitweilig größte Zahl farbiger Arbeiter 1014, die niedrigste 401, im Jahre 1910/11 die größte 822, die niedrigste 304, im Jahre 1911/12 die größte 818, die niedrigste 431. Im Augenblick beschäftigt nach den letzten Nachrichten die Grube 450 Mann. Man darf wohl annehmen, daß erst ein dauernder Bestand von etwa 1000 farbigen Arbeitern es ermöglichen würde, die Anlagen der Grube und Hütte Tsumeb rationell auszunutzen und ein Quantum Erz zu fördern, zu verhütten und der Eisenbahn zuzuführen, welches dem vielversprechenden massigen Erzvorkommen wirtschaftlich entsprechen würde.

Kurz und gut, die jetzige Arbeiterdecke der Kolonie Deutsch-Südwestafrika ist viel zu kurz, als daß die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie sich nach ihr strecken könnte. Abhilfe muß geschaffen werden. Das naheliegendste hierzu ist die bessere, aber vorsichtige Erschließung der im Ambolande liegenden Arbeiterquelle und die Hege und Pflege der im Norden des Schutzgebiets noch vorhandenen Herero und Bergdamara, die viel bessere Arbeiter als die Ovambo sind. Da die deutsch-portugiesische Grenze, ohne auf Volks- und Stammes-Angehörigkeit Rücksicht zu nehmen, die Ovambo trennt, da die portugiesische Verwaltung der Ovambo als Arbeiter nicht benötigt, müßte es sich die deutsche Regierung angelegen sein lassen, mit der portugiesischen ein Abkommen zu treffen, durch das die Zuwanderung von Ovambo aus portugiesischem Gebiet nach deutschen Arbeitsstätten erleichtert wird. Ferner muß der Arbeiterbezug für Deutsch-Südwestafrika durch Anwerbung in anderen deutschen Kolonien oder auch im belgischen Kongostaat in die Wege geleitet werden; endlich sollte man sich auch nicht grundsätzlich ablehnend verhalten gegenüber dem Bezug von chinesischen Arbeitern als ultimum refugium. Was die Heranziehung auswärtiger Arbeiter

anbetrifft, so kann man sich für Deutsch-Südwestafrika nicht auf den Standpunkt des Herrn Amtsgerichtsrat Schwarze stellen, daß in jeder Kolonie die nötigen Arbeiter zu finden sein werden. Dieser Standpunkt rechnet nicht mit der Menschenarmut Deutsch-Südwestafrikas und nicht mit dem sich dort rasch entwickelnden Bergbau. Auch dürften sich in Holländisch-Indien und Hinterindien genug Chinesen befinden, die keiner chinesischen Regierung unterstehen, die aber gerade für den Kupfer- und Zinnbergbau in Deutsch-Südwestafrika besonders geeignetes Arbeitermaterial bilden würden.

Ich schließe mein Referat mit den Worten: Es ist die Pflicht unserer Kolonialverwaltung, rechtzeitig energisch dafür zu sorgen, daß nicht durch Arbeitermangel die ganze wirtschaftliche Entwicklung unserer aussichtsreichen Kolonie Deutsch-Südwestafrika in Frage gestellt wird.

Herr Prof. Dr. Dove: Zu den Ausführungen des Herrn Gouverneurs von Bennigsen möchte ich nur bemerken, daß ja auch, abgesehen von den Erzvorkommen, die Entwicklung des Landes dringend voraussetzt, daß wir in absehbarer Zeit einmal an die Schaffung großer Stauanlagen gehen können. Wie man das bei den jetzigen Arbeiterverhältnissen in Südwestafrika leisten sollte, ist mir auch nicht klar. Also auch diese für die Zukunft des Landes unumgänglich notwendige Arbeit setzt voraus, daß eine Änderung in der Arbeiterfrage gegenüber den heutigen Zuständen erfolgt.

Ich möchte mir an den Herrn Referenten eine Frage erlauben. Es handelt sich darum, ob nicht die Löhne auch dort in einer ganz unverhältnismäßigen Weise durch Mangel an Vieh gestiegen sind, und ob nicht auch die Förderung der Farmerei auf jede Weise eine Herabsetzung der Löhne gegenüber den jetzigen Zuständen erwarten läßt. Als ich draußen war, zu einer Zeit, als noch das Land reichlich mit Vieh besetzt war, waren die Arbeitskräfte verhältnismäßig billig. Es waren im ganzen wenig Leute als Arbeitskräfte vorhanden; sie waren aber billig, weil die Ernährung billig war. Sie wurden mit Fleisch ernährt, das zu einem Preise zu erhalten war, an den heute nicht mehr zu denken ist.

Herr Amtsgerichtsrat Schwarze: Für Südwestafrika gebe ich zu, daß man den Satz: keine fremden Arbeiter auf die Dauer, nicht wird aufrecht erhalten können. Südwestafrika bildet aber auch eine Ausnahme, weil das kolossale Gebiet nur 60 000 Farbige hat. Bisher hat die Arbeiterbeschaffung dort keine großen Schwierigkeiten gemacht. Der Andrang der Ovambos bei dem Kupferbergbau ist

zum Teil so groß gewesen, daß der Bedarf vollständig gedeckt wurde. Werden aber noch weitere große Bergwerke erschlossen, so müssen für die Bergwerksbetriebe fremde Arbeiter hinzugezogen werden, die sich besser eignen als die eingeborenen Arbeiter. Wir haben vorher auch nur über Plantagen gesprochen und nicht über Bergwerks- und industrielle Arbeiter. Sobald die bergmännische Entwicklung Südwestafrikas weiter fortschreitet, wird man allerdings zu der Frage kommen: Wie soll man den Arbeiterbedarf, der sich zweifellos dort einstellen wird, decken?

Herr Gouverneur a. D. v. Bennigsen: Ich möchte an das anknüpfen, was Herr Amtsgerichtsrat Schwarze zuletzt sagte, daß man zur Zeit von Arbeiterschwierigkeiten in Südwestafrika nicht sprechen könnte. Das ist nicht richtig. Sie brauchen nur eine südwestafrikanische Zeitung in die Hand zu nehmen, dann sehen Sie das Gegenteil. Die Sache liegt jetzt so, daß die Farmer sich behelfen, daß sie die eigentlichen Meliorationsarbeiten nicht ausführen, und daß wegen des Arbeitermangels und auch wegen der hohen Arbeitslöhne die Farmwirtschaft nicht so recht Fortschritte macht. Sie bleibt extensiv, nur an ganz wenigen Punkten finden wir Ansätze zu einer mehr intensiven Landwirtschaft.

Für die Zukunft würde es, wie ich annehmen möchte, das richtigste sein, wenn man für die eigentlichen Bergbaubetriebe doch fremde Arbeiter heranziehen könnte. Denn die vorhandenen Arbeiter einschließlich der Ovambos, auch einschließlich der portugiesischen Ovambos, von denen doch fast eine halbe Million vorhanden sind, werden nicht genügen, um die Bergbaubetriebe mit Arbeitern zu versorgen. Auch auf den Diamantfeldern herrschte großer Mangel an Arbeitern. Nur dadurch, daß die Förderung zurückgegangen ist, und daß man sich bemüht, durch Maschinenarbeit die menschliche Arbeit zu ersetzen, ist der Mangel an Arbeitern augenblicklich nicht drückend, aber man nimmt an, daß er drückend wird, sobald die Arbeit sich vermehrt.

Was die Lohnverhältnisse anlangt, auf die Herr Professor Dove zu sprechen kam, so übt das englische Südafrika in dieser Beziehung einen großen Einfluß aus. Unsere Neger hören von den Löhnen, die in Südafrika bezahlt werden, und unsere Kapjungen, die auf unseren Diamantenfeldern und auch auf der Tsumeb-Grube beschäftigt werden, beziehen Löhne, die den hiesigen Löhnen gut bezahlter Arbeiter gleichkommen. Infolgedessen werden unsere Eingeborenen begehrlicher, trotzdem sie unendlich viel weniger leisten als ein Kapjunge, so daß die Direktoren der bergmännischen Be-

triebe immer noch auf dem Standpunkt stehen: wir können einem Kapjungen doppelt so viel bezahlen wie einem Arbeiter aus der Kolonie, und er leistet uns finanziell immer noch mehr als der eingeborene Arbeiter. Also die Lohnverhältnisse sind bei uns im allgemeinen keine guten. Ich gebe aber zu, daß der einzelne Farmer nur dann mit den Leuten, die aus dem Busch kommen, oder ihm von der Regierung zugewiesen werden, arbeiten kann, wenn er mit niedrigen Löhnen zu rechnen in der Lage ist. Er lohnt seine Leute durch Naturalverpflegung und gibt ihnen verhältnismäßig wenig Geld. Ich glaube also, daß der einzelne Farmer, der in einer dicht besiedelten Gegend sitzt, immer noch verhältnismäßig billige Arbeitskräfte hat.

Herr Dr. Hindorf: Nur einige wenige Worte. Ich habe mich ja vorher gegen die Einführung von Chinesen, Malaien und Indern besonders als landwirtschaftliche Arbeiter nach Ostafrika und Kamerun gewandt, habe allerdings auch Südwestafrika dabei ganz kurz erwähnt und hoffe auch, daß es uns gelingt, in Südwestafrika die nötigen Arbeiter im Lande selbst zu erlangen. In dieser Beziehung teile ich die Meinung des Herrn v. Bennigsen, daß wir noch weit mehr Arbeitskräfte aus dem Ovambo-Land beschaffen könnten, als wir es bisher getan haben. Dann glaube ich, daß auch die Berg-Damara noch in größerer Zahl zur Arbeit herangezogen werden können; es sind tüchtige und brauchbare Grubenarbeiter.

Ferner ist darauf hinzuweisen, daß wir im Süden der Kolonie für den Landwirtschaftsbetrieb im Notfalle der, farbigen Arbeiter entbehren können, da hier, wo es sich hauptsächlich um Viehzucht handelt, auf dem Felde nicht so schwere Arbeiten zu leisten sind und daher auch vieles von Europäern getan werden kann, so daß meiner Ansicht nach doch vielleicht die Möglichkeit vorliegt, die Arbeiter, die wir für Deutsch-Südwestafrika brauchen, aus dem Lande selbst zu beschaffen. Ich gebe zu, daß es, um die Minenindustrie schneller zu fördern und vorwärts zu bringen, notwendig werden kann, Arbeiter aus anderen Gebieten, besonders Chinesen, nach Deutsch-Südwestafrika einzuführen.

---

d) Neuguinea.

Über die Arbeiterverhältnisse in Neuguinea teilt Herr C. v. Beck, Direktor der Neu Guinea Compagnie, folgendes mit:

Die in Neuguinea tätigen Arbeiter sind wie folgt einzuteilen:

1. in den Eingeborenen gleichstehende, aber nicht einheimische Arbeiter,

2. in eingeborene Arbeiter, die angeworben und übersee von einem Teil des Schutzgebietes nach einem anderen Teile verbracht werden,

3. in eingeborene nicht überseeische Arbeiter, die hier kurzweg Heimarbeiter genannt werden sollen.

Zu 1. Nichteinheimische farbige Arbeiter und Handwerker waren am 1. Januar 1911 = 762 Personen im ganzen Schutzgebiete vorhanden. Den größten Prozentsatz davon stellten die Chinesen (555); die übrigen verteilten sich auf Malaien bzw. Javanen, Tagalen, Manila-Leute, Indier und nichteinheimische Südsee-Insulaner. Chinesische oder malaiische Pflanzungsarbeiter (Kulis) werden jetzt auf keiner Pflanzung mehr verwendet. Die obigen Leute finden anderweite Verwendung. Die Einwanderung von Chinesen ist in der Zunahme begriffen. Die meisten davon sind als Handwerker, viele aber auch als Heizer und Maschinisten oder Stewards auf den im Küstenverkehr laufenden Schiffen tätig. Ein erheblicher Bruchteil findet auch als Köche und Diener Verwendung.

Diese Farbigen stehen unter der Gerichtsbarkeit der Kaiserlichen Bezirksämter mit der Maßgabe, daß bei den Chinesen die Prügelstrafe nicht angewandt werden darf, und bei den Javanen und Malaien nur bei Gefangenen, die sich Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen lassen.

Mit den nichteinheimischen Farbigen werden Kontrakte, deren Prüfung der Behörde vorbehalten ist, geschlossen. Alle Kontrakte haben bei den Chinesen fast nur eine Zeitdauer von einem Jahre. Eine Erneuerung kann vorgenommen werden, ist jedoch schwierig, da sie das Bestreben haben, die Löhne bei dieser Gelegenheit unverhältnismäßig in die Höhe zu schrauben. Die Löhne sind außerordentlich hohe und betragen M. 40 bis 50 für ungelernte oder noch zu prüfende Chinesen, M. 70 bis M. 90 für gelernte Chinesen und M. 120 und mehr für Maschinisten usw. Dazu kommt freie Wohnung, freie ärztliche Behandlung nebst Medikamenten, freie Reise nach dem bzw. vom Schutzgebiete. Sehr viele Chinesen haben sich unter Abschluß von Kontrakten auf Lieferung von Handelsprodukten mit den Firmen des Landes in Neuguinea niedergelassen. Alle bedürfen sehr strenger Aufsicht, wenn etwas Ersprießliches von ihnen geleistet werden soll. Auch muß man im Handel mit ihnen sehr vorsichtig sein. Bemerkenswert ist, daß von dem, was sie verdienen, der größte Teil außer Land geht, nach China zurück. Die Javanen verdienen gewöhnlich M. 10 bis 20 weniger als die

Chinesen. Sie werden im Schutzgebiete zwar als weniger verschlagen als die Chinesen, aber auch durchschnittlich als anständiger angesehen.

Zu 2. Die Anwerbung und Unterhaltung der eingeborenen Arbeiter ist gesetzlich fest geregelt. Die wesentlichen Punkte der Bestimmungen darüber werden hier angeführt.

Die Anwerbung von Eingeborenen gilt als übersee ausgeführt, wenn der Arbeitsort mehr als drei Seemeilen von dem Heimatsort entfernt ist. Zur Anwerbung bedarf es einer schriftlichen Erlaubnis des Gouverneurs. Die Erlaubnis wird nur für bestimmte Gebiete, für ein bestimmtes Schiff, für einen bestimmten Anwerber und auf eine bestimmte Anzahl von Arbeitern erteilt. Die Anwerbung von Eingeborenen des alten Schutzgebietes Deutsch-Neuguinea als Arbeiter für das Inselgebiet ist nicht gestattet. Auch die Ausführung aus dem alten Schutzgebiete Deutsch-Neuguinea nach deutschen Plantagen außerhalb des Schutzgebietes ist verboten, jedoch dürfen aus dem Bismarck-Archipel bei Nachweis, daß die Anwerbung schon vor dem 15. August 1888 ausgeübt worden ist, eine von dem Gouverneur zu genehmigende Zahl von Arbeitern auch weiterhin angeworben werden. Weitaus die Mehrzahl aller Arbeiter wird durch besondere Anwerbeschiffe angeworben, für welche wiederum besondere Regeln vorgeschrieben sind. Für jeden angeworbenen Arbeiter muß ein Flächenraum im Schiff von 1 qm und ein Luftraum von $1^1/_2$ cbm vorhanden sein. Diese Bestimmung wird dadurch vereinfacht, daß dem betreffenden Anwerbeschiff ein für alle Mal, d. h. bis zum Widerruf, die Erlaubnis von der Behörde erteilt wird, in der Höchstzahl so und so viele Arbeiter befördern zu dürfen. Die Schiffe werden nach Eintritt in den Anwerbedienst den Behörden vorgeführt, die Räume geprüft und alsdann die Erlaubnis, z. B. 150 Arbeiter auf einmal anwerben zu dürfen, erteilt, wenn die erforderlichen Räume auf dem Schiffe vorhanden sind.

An Bord beträgt die Beköstigung täglich 625 g Reis und 4 Liter frischen Wassers, außerdem wöchentlich 750 g Fleisch oder Fisch. Nach Anwerbung erhält der Angeworbene sofort eine Decke und einen Eßnapf. Jedes Schiff muß mit Arzneimitteln und Verbandsstoffen gut versehen sein. Das Mindestquantum und die Art der Arzneimittel ist gesetzlich vorgeschrieben. Der Anwerber ist der Behörde namhaft zu machen, die berechtigt ist, ihr ungeeignet erscheinende Personen auszuschließen. Kommt es gelegentlich der Anwerbung zu Zusammenstößen mit den Eingeborenen, so ist der Schiffsführer verpflichtet, der nächsterreichbaren Verwaltungsbehörde Anzeige zu erstatten.

In der Verordnung betreffend die Arbeiteranwerbung ist verfügt, daß bei Anwerbung Überseeverträgen, die nicht auf eine Verpflichtungsdauer von drei Jahren lauten, in der Regel die Genehmigung versagt werden soll. Diese hinsichtlich der Ausbildung der Arbeiter für die Pflanzungen vorteilhafte Bestimmung hat jedoch in Wirklichkeit sehr häufig nicht eingehalten werden können, weil in vielen Gegenden, namentlich in denen der Werbung neu erschlossenen, die Eingeborenen zu einer längeren Dienstzeit als 1—2 Jahre nicht zu bewegen waren. In Distrikten, die der Werbung erschlossen werden sollen, wird man gut tun, anfänglich auf eine Zeit von Monaten oder Wochen herunterzugehen. Die Verträge haben daher meist eine Zeitdauer von 1—3 Jahren. Die Bestimmungen eines Dienstvertrages sind sehr einfache. Sie beschränken sich in der Hauptsache auf folgenden Wortlaut: Zwischen Herrn . . . . (Firma), vertreten durch . . . . als Anwerber und den unterzeichneten Eingeborenen als Arbeitnehmer wird heute folgender Arbeitsvertrag geschlossen:

Die unterzeichneten Eingeborenen verpflichten sich hiermit auf die Dauer von . . . Jahren (Monaten) zum Dienste bei dem obengenannten Arbeitgeber unter den in Geltung befindlichen allgemeinen ihnen bekannt gegebenen Bedingungen (hier werden die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen eingefügt).

Der Lohn beträgt . . . . Mark monatlich in bar, ... in Handelsware.

Zu diesem Vertrage sind Zusätze gestattet, wenn sie nicht gesetzlichen Bestimmungen zuwiderlaufen. Eine Verlängerung des Vertrages nach Ablauf kann nur bei gegenseitigem Einverständnis genehmigt werden. Hierüber ist eine Verhandlung vor der Behörde des Arbeitsortes aufzunehmen. Alle Angeworbenen müssen der Behörde vorgestellt, Verzeichnisse derselben müssen eingereicht und eine ärztliche Untersuchung bezüglich der Dienstfähigkeit vorgenommen werden. Nur gesunde, körperlich kräftige Leute, ausreichend entwickelt, sollen angeworben werden. Die Behörde überwacht das Vertragsverhältnis, prüft die Unterbringung, Verpflegung, Krankenhilfe und Löhnung der Arbeiter. Die Erfüllung der Formalitäten, Einreichung der Stammrollen usw. werden hier als zu weit führend nicht berührt. Zweimal im Jahre, meist Anfang Januar und Juli, muß der Arbeitgeber über die Veränderungen in seinem Arbeiterbestande, über etwaige Todesfälle und deren Ursache unter Angabe der Höhe des Nachlasses Anzeige an die Behörde erstatten. Eventuell ist Fehlanzeige einzureichen. Über den Nach-

laß, etwaige Lohnguthaben, welche den Stammesangehörigen auszuantworten sind, sind besondere Verfügungen erlassen.

Über die Stellung der eingeborenen Arbeiter auf der Pflanzung ist folgendes zu bemerken:

Die tägliche Arbeitsdauer darf zehn Stunden nicht überschreiten. Sie wird von einer zweistündigen Pause für die Mittagsmahlzeit und für Erholung unterbrochen; Sonntagsarbeit ist verboten, mit Ausnahme von Wartung und Pflege des Viehes, dringender Erntearbeiten, deren Aufschiebung eine Vermögensbeschädigung zur Folge haben würde, Löschen und Laden des Postdampfers, der unaufschiebbaren Versorgung von Schiffen allerorts mit Wasser und Kohlen, allen Arbeiten, die durch höhere Gewalt oder zur Verhütung von Unglücksfällen auszuführen sind. Die Anmeldung solcher Sonntagsarbeit ist nicht erforderlich. In Ausnahmefällen kann die Verwaltungsbehörde bei nachgewiesenem Bedürfnis auf vorherige Anfrage die Erlaubnis zur Vornahme von Arbeiten am Sonntag erteilen. Auf der Pflanzung usw. muß jedem Arbeiter dieselbe Nahrung gewährt werden wie an Bord des Werbeschiffes. Die Löhne betragen im Durchschnitt monatlich M. 5,— bis 8,— in bar oder nach Wunsch in Tauschwaren. Werden Barlöhne vereinbart, so dürfen die Arbeiter nicht gezwungen werden, für den gezahlten Barlohn beim Arbeitgeber Waren zu entnehmen. Gesetzliche Bestimmung ist, daß der monatliche Arbeitslohn nur bis zu einem Drittel am Ende jedes Monates ausgezahlt werden darf; der Rest des Monatsgehaltes bleibt bis zur Beendigung der Dienstzeit stehen. Nach Ablauf derselben erfolgt die Restauszahlung in einer Summe, die je nach Vertrag in barem Gelde oder in Waren ausbezahlt wird. Durch diese Bestimmung wird der größte Teil der Ersparnisse des Arbeiters bei dem herrschenden Kommunismus über sämtliche Stammesangehörige verteilt, da der Zurückgekehrte nach den Sitten und Gebräuchen seines Stammes sie zur Verteilung an seine Angehörigen bringen muß. Eine gesetzliche Regelung war unbedingt erforderlich, wenn Konflikte mit den verschiedenen Stämmen vermieden werden sollten. Würde der Arbeiter mit leeren Händen heimkehren, so würden für ihn Gefahren entstehen und auch neue Zufuhr von Arbeiter-Rekruten aus solchem Orte ausgeschlossen bleiben.

Jedem Arbeiter ist gesetzlich allwöchentlich das sogenannte Deputat von mindestens 16 g Tabak, 1 Tonpfeife, 50 g harter Seife und monatlich 1 Lendentuch zu verabreichen. Diese Reichungen können auf den Lohn angerechnet werden.

In der Praxis haben sich die Löhne etwa wie folgt gestellt:
Bei 1 und 2jährigem Kontrakt Barlohn . . M. 5 bis 6 pro Monat,
bei 3jährigem Kontrakt Barlohn . . . . M. 6 « 7 « «
bei Ablöhnung in Tauschwaren erhöhen sich diese Löhne etwas. Früher verlangten alle Arbeiter ohne Unterschied Auszahlung in Tauschwaren. Die Verabreichung von Bargeld zählte zu den Ausnahmen. Neuerdings kommt die Barauslöhnung mehr und mehr, unterstützt vom Gouvernement, in Aufnahme, doch kann man zur Zeit noch sagen, daß der größere Teil der Arbeiter lieber Warenkontrakte abschließt. Selbst das Deputat wird durch eine Barvergütung von M. 1,50 bis M. 2,— pro Monat abgelöst. Die Zunahme des Verlangens nach Bargeld erhält durch die Steuerbeitreibung seitens des Gouvernements besondere Förderung. Die Steuer muß in bar gezahlt werden. Die Verpflegung kann sich nicht ganz nach den gesetzlichen Vorschriften richten, welche ja auch nur die Mindestgabe bestimmen. Viele Pflanzungen pflanzen Bananen, die allen Arbeitern frei zur Verfügung stehen. Auch wird der Abwechslung halber ab und zu eine Nahrung von täglich 300 g Reis und $1^1/_2$ bis 2 kg Erdfrüchten, wenn solche erhältlich sind, verabreicht. Allerorts beschäftigt man sich mit Fischefangen, die ebenfalls — nach Gelegenheit — verabfolgt werden. Auf gute Verpflegung wird allerorts gesehen. Jede Pflanzung bestrebt sich darin, die Zufriedenheit der Arbeiter zu gewinnen.

Auch das Deputat ist nicht immer der Vorschrift entsprechend. Meist wird die Tabakspende auf 4 bis 5 Stangen erhöht. Gewissen Arbeitsgruppen, $^1/_3$ bis $^1/_4$ des Gesamtbestandes, werden Extra-Deputate gewährt, namentlich solchen, die auch besondere Arbeiten verrichten, wie z. B. Bootsleuten, Heizern, Aufsehern, Nüssesammlern usw.

Nach Beendigung des Dienstverhältnisses müssen die Arbeiter frei in ihre Heimat zurückbefördert werden. Die Formalitäten sind ähnliche wie bei der Anwerbung.

Was die Kosten des Unternehmers für die Haltung der Arbeiter anlangt, so beträgt der Lohn wie angegeben M. 5 bis 8; die Verpflegung, die außerordentlich von den immer schwankenden Reispreisen abhängig ist, stellt sich auf etwa M. 8 bis 10 pro Monat (bei Verabreichung von Erdfrüchten des Landes bedeutend billiger); ärztliche Behandlung, Verbandzeug usw. ist pro Kopf und Monat mit M. 1,25 anzusetzen. Die Anwerbung und Rücksendung der Arbeiter stellt sich zuzüglich eines Prozentsatzes auf den Abgang durch Tod und durch Desertion auf etwa M. 3,70 pro Monat. Eine fernere Ausgabe ist die der Festlichkeiten (Sing-Sing), die der Unternehmer zu machen

hat, wenn bei seinen Arbeitern Zufriedenheit herrschen soll. Diese Kosten sowie die Gebühren, die an den Staat abzuführen sind, betragen pro Kopf und Monat etwa M. 1,—.

Das Deputat kann auf den Lohn aufgerechnet werden, doch geschieht es im Interesse der Arbeiter nicht immer oder nicht in allen Darreichungen. Extra-Deputate werden überhaupt nicht auf den Lohn angerechnet.

Die Zusammenstellung dieser Position ergibt für den Unterhalt eines farbigen Arbeiters ohne Berücksichtigung außerordentlicher Vorkommnisse usw. eine jährliche Aufwendung von M. 224,— bis M. 276,— pro Kopf.

Zu 3. Zur Anwerbung von Eingeborenen zum Zweck der Verwendung als Arbeiter, ohne daß ihre Verbringung übersee hierbei erforderlich ist (Heimarbeiter), bedarf es keiner Erlaubnis. Es sind auch hierfür keine besonderen Verträge erforderlich. Die Leute bieten sich „ihren" Pflanzungen zur Arbeit an und vollenden eine bestimmte Arbeit (meist Buschschlagen und Brennen), um alsdann heimzukehren. In manchen Gegenden verpflichten sich jedoch die Heimarbeiter aus den den Pflanzungen benachbarten Bezirken unter Abschluß eines Kontraktes fest, gewöhnlich auf ein Jahr. Ihre Bezüge sind alsdann die gleichen wie bei den Überseearbeitern. Bei den Akkordarbeitern ist ein nach altem Gebrauch geschlossenes Übereinkommen maßgebend, was für jede einzelne Leistung zu vergüten ist.

Die durch Schiffe durch die Werber der Gesellschaften oder durch gewerbsmäßige Werber angeworbenen Arbeiter stellen das Gros der Pflanzungsarbeiter dar. Auch wenn auf Heimarbeiter zu rechnen ist, so halten sich die Pflanzungen doch einen Stamm von in festem Vertragsverhältnis stehenden Leuten. Sehr viele Pflanzungen — vielleicht die meisten — Neu-Mecklenburgs und Neu-Hannovers, des Bismarck-Archipels, sowie Potsdamhafen und Nordküste von Kaiser-Wilhelmsland verdanken ihr Aufblühen den Arbeiten der Heimarbeiter, die sich oft gern und willig, oder auch durch die Aufbringung der Steuer veranlaßt, zur Arbeit stellen. Alle Arbeitswilligen müssen nach ihrer Ansicht auch angenommen werden. Würde man z. B. eine Anzahl derselben zurückweisen, oder sie gar nach einer anderen, entlegeneren Pflanzung verbringen wollen, so würden nicht allein die zurückgewiesenen, sondern auch alle anderen Heimarbeiter sofort nach ihrer Heimat zurückkehren. Hierbei mag allerdings bei den meisten der Gedanke maßgebend sein, wo viele Hände sind, ist auch die Arbeit leichter und weniger.

Ist ein größerer Zustrom, so verteuert sich natürlich die Pflanzungsanlage außerordentlich. In solchen Fällen muß zur Ausnutzung der überzähligen Kräfte zu einer Vergrößerung der Pflanzung geschritten werden, wobei man wieder der Gefahr ausgesetzt ist, daß bei Nachlaß der Arbeitslust leicht Mangel an Arbeitern eintritt. Die großen Pflanzungen arbeiten fast ausschließlich mit Kontraktarbeitern und leiden ohne Beihilfe von Heimarbeitern unter einer ständigen Arbeiternot, die oft bedenkliche Dimensionen annimmt. So mußte auf einer großen Pflanzung wegen Arbeitermangels das Kautschukzapfen eingestellt werden, da nur Arbeiter zur guten Instandhaltung der Gesamtpflanzung und zur Kopraernte vorhanden waren. Alle Unternehmungen haben aber Mühe, nur ihre Kokospalmenpflanzungen instand zu halten, insbesondere sie von dem stets aufschießenden Unkraut (Kunai, Alang-Alang) rein zu halten. Von der guten Instandhaltung durch eine genügend große Arbeiterschar hängt aber die mehr oder weniger große Ergiebigkeit der Pflanzungen ab.

Die eingeborenen Arbeiter entstammen entweder Kaiser-Wilhelmsland oder dem Inselgebiet des Bismarck-Archipels und der deutschen Salomonsinseln. Die ersteren führen gemeinhin die Bezeichnung Papuas, die Archipelleute Melanesier. Die Salomonsinsulaner werden gemeinhin Bukas genannt. In ihren Anlagen sind sie ziemlich verschieden. Die Melanesier, die schon seit den achtziger Jahren als Arbeiter Verwendung gefunden haben, schließen meist dreijährige Kontrakte ab, die Papuas überwiegend zweijährige, weniger ein- und dreijährige. Die Arbeitsleistungen beider sind in mancher Art verschieden, im ganzen aber gleiche zu nennen. Der Melanese soll ein sehr guter Akkordarbeiter für Grasschlagen, Kopraschneiden, als Bootsjunge, Aufseher oder für die an die Intelligenz und Geschicklichkeit besondere Anforderungen stellende Arbeiten unentbehrlich sein. Der Papua arbeitet ruhig, solide, fleißig und scheut auch vor schweren Arbeiten nicht zurück. Der Melanese ist wegen seines flüchtigeren, bei zunehmendem Alter herrischen, oft widersetzlichen Wesens bei den Pflanzern durchschnittlich nicht immer beliebt, während der Papua fast stets ein sich anständig haltender und die Autorität achtender Mann ist. Für diffizile Kulturen dürften Melanesen, für die anderen Papuaner geeigneter sein. Jedenfalls sind aber beide Arten gut zu gebrauchen, vor allem wenn sie längere Dienstzeit haben und gut eingeschult werden können. So hat man in neuerer Zeit für die Zapfarbeiten beim Kautschukzapfen Melanesen bzw. Papuas gut anlernen können,

welche Arbeiten früher fast ausschließlich von Javanen besorgt wurden.

Die Disziplinargewalt wird durch die Behörde ausgeübt. Auf Antrag der Dienst- oder Arbeitgeber können wegen fortgesetzter Pflichtverletzung, wegen Trägheit, wegen Widersetzlichkeit und unbegründetem Verlassen des Dienstes oder wegen sonstiger Verletzung des Dienst- und Arbeitsverhältnisses Disziplinarstrafen von der Behörde verhängt werden. Sie bestehen in körperlicher Züchtigung (Prügel- und Rutenstrafe), Einsperrung mit oder ohne Anschließung (Fluchtverdacht) und Geldstrafen. Prügelstrafe wird nur gegen erwachsene Männer ausgesprochen. Die Prügelstrafe beschränkt sich auf 25 Schläge, Ruten- oder Gertenstrafe auf 20 Schläge. Innerhalb von 2 Wochen darf die Strafe nur einmalig ausgesprochen werden. Die Vollstreckung erfolgt vor Zeugen. Freiheitsstrafen dürfen die Dauer von 3 Tagen, die Geldstrafe den Betrag von M. 30 nicht überschreiten. Die Beträge der Geldstrafen müssen an die Behörde abgeführt werden. Das Gouvernement kann die Befugnis der Verhängung von Disziplinarstrafen auch auf andere Personen übertragen. Bei abgelegenen Stationen, wo dieses nicht möglich ist, ist gewöhnlich die Disziplinarbefugnis auf den Stationsleiter übertragen.

Von besonderer Bedeutung für die Arbeiterverhältnisse ist ihr Gesundheitszustand. Lungenentzündungen, Malaria, Hautkrankheiten, Beri-Beri und Dysenterie treten immer noch auf. Gegen Beri-Beri ist die Frucht der Katjang-Idjoe verabreicht und gern genommen worden. Von verschiedener Seite liegt zwar eine sehr günstige Beurteilung über ihren Wert bei der Beri-Beri-Bekämpfung vor, doch kann ein abschließendes Urteil darüber noch nicht gegeben werden. Gegen erbliche oder leicht übertragbare Krankheiten muß die Behandlung bei den Eingeborenen selbst einsetzen. Die begonnene Erziehung zum besseren Hüttenbau und zur Sauberhaltung der Dorfplätze ist nicht ohne Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse geblieben. Auch hält man die Eingeborenen an, ihre Toten außerhalb der Dorfplätze zu begraben. Die Dysenterie wird fortwährend bekämpft; sie flaut ab, um allerdings immer wieder vereinzelt auszubrechen. In den letzten Jahren sind große Epidemien nicht mehr vorgekommen. Die Pflanzer wollen die Beobachtung gemacht haben, daß Leute mit reiner Reisnahrung leichter zur Dysenterie neigen. Einen großen Prozentsatz stellen Beinwunden dar, die, abgesehen von den scharfen Gräsern, vielfach in Unreinlichkeit ihren Ursprung bzw. ihre Verschlimmerung haben. Tägliche Prüfung

der Kranken, Verbinden der Wunden usw. wird allerseits vorgenommen. Die Sterblichkeit hat sich jedenfalls im Vergleich zu früheren Jahren sehr viel gebessert.

Von dem alten Schutzgebiete Deutsch-Neuguinea sind verhältnismäßig nur wenige Gebiete der Werbung erschlossen. Im Jahre 1910 wurden im ganzen 6265 Arbeiter angeworben. Davon entfielen auf den Bismarck-Archipel einschließlich der French-Inseln 3721 Angeworbene, welche von der Gazelle-Halbinsel, von dem übrigen Neu-Pommern, den French-Inseln, Neu-Mecklenburg/Süd, Neu-Mecklenburg/Nord, Nusa-Fahrwasser, Neu-Hannover, St. Matthias-Insel, westliche Inseln, Admiralitäts-Inseln, Inseln im Osten von Neu-Mecklenburg, Nissau, Pinipil, Cartered und Mortlock-Inseln stammten. Das günstigste Resultat wies Neu-Mecklenburg/Nord und Nusa-Fahrwasser mit 1035 Mann auf. Auf den Salomons-Inseln (Buka, Bougainville) wurden 950 Leute und in ganz Kaiser-Wilhelmsland, verteilt auf die Bezirke Friedrich-Wilhelmshafen, Eitape und Morobe, nur 1594 Leute angeworben. Diese geringe Zahl ist im Verhältnis zum Vorjahre wesentlich gestiegen, nämlich von 3953 auf 6265 Köpfe.

Der Gesamtbestand der unter Kontrakt stehenden Arbeiter in ganz Neuguinea war am 1. Januar 1911 = 10984. Das bepflanzte Gesamtareal = 23834,28 ha. Hierzu tritt noch eine Anzahl Akkordarbeiter. In dem Bestande sind aber auch die Arbeiter, die in den kaufmännischen Betrieben, auf den Schiffen, als Diener und im Handel beschäftigten Leute enthalten, so daß für die reinen Pflanzungsarbeiten nur etwa 7000 bis 8000 übrig bleiben. Daraus erhellt, daß schon jetzt die vorhandene bepflanzte Bodenfläche nicht ausreichend bedient werden kann. Können nicht mehr Arbeiter gewonnen werden, so werden auch weitere Neuanlagen sich nicht entfalten können. Es muß also das größte Gewicht auf die Erschließung neuer Gebiete gelegt werden, wenn man über diese Kulturanfänge hinauskommen will. Insbesondere wird man sich an die weitere Erschließung von Kaiser-Wilhelmsland heran- und die Papuaner williger zur Arbeit machen müssen.

Der Bezirk von Eitape hat bereits 927 Arbeiter geliefert. Nach dem Innern zu sollen volkreiche Distrikte vorhanden sein. Auch dürfte die jetzt sich im Gange befindliche Kaiserin-Augusta-Fluß-Expedition das Ihrige zur Erschließung der Gebiete an diesem Flusse für die Werbung tun. In dem Etat für das Jahr 1912/13 sind drei Polizei-Unteroffiziere nebst den dazu gehörigen Polizei-Mannschaften mehr angefordert als früher. Einer davon wird in Kaiser-Wilhelmsland stationiert werden. Die zwei anderen behält der Gouverneur

in Reserve, um sie zu gelegentlichen Expeditionen und für zeitweise zu errichtende interimistische Stationen zu verwenden. Offenbar besteht die Absicht, durch Expeditionen und vorübergehende Niederlassungen neue Werbegebiete aufzumachen. Diese Pläne würden freudig zu begrüßen sein. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Einführung der Werbung ohne Entfaltung von gewissen Machtmitteln nicht möglich oder außerordentlich schwierig ist.

Leider wird aber auch eine Kopfsteuer für die auf den Plantagen beschäftigten eingeborenen Arbeiter geplant. Die Pflanzer in Neuguinea befürchten, daß durch die Verhängung einer solchen Maßregel die Anwerbung einen Rückgang erfahren würde. Will man einen solchen verhindern, so müssen die Ansiedler für ihre Arbeiter die Steuern aufbringen. Die Maßregel bedeutet also nichts anderes, als eine neue Belastung der ohnehin schon stark in Anspruch genommenen Ansiedler durch eine neue Steuer. Es ist keine Frage, daß man die ohnehin schwere und ganz ungenügende Anwerbung durch eine solche Belastung noch schwieriger machen wird. Die Sache wird dem Gouvernementsrat vorgelegt, in dem sie jedenfalls auf großen Widerstand stoßen wird. Hoffentlich läßt das Gouvernement diese Pläne fallen.

In der Praxis hat sich die Bestimmung, daß unbedingt alle übersee angeworbenen Arbeiter der Behörde im nächsten Hafen vorgestellt werden müssen, als sehr kostspielig, zeitraubend und daher lästig erwiesen. Wenn z. B. auf den kleineren, den French-Inseln (Garowe) vorgelagerten Inseln (Mundua, Naraga), die 4 bis 5 Seemeilen von der Hauptinsel Garowe entfernt liegen, Leute angeworben werden und daher als übersee angeworbene Arbeiter gelten, als Arbeiter auf Garowe eingestellt werden, so müssen sie zur Vorstellung nach Rabaul, also etwa 185 Seemeilen weit gebracht und wieder zurückbefördert werden. Dieses Beispiel gilt für viele andere Gegenden und Inseln. Abhilfe ließe sich leicht schaffen, wenn diese Leute den Bezirksamtmännern gelegentlich ihrer Besichtigungsreisen vorgestellt werden könnten. Zur Zeit trifft die Behörde darüber von Fall zu Fall Entscheidung. Eine Regelung in obigem Sinne auf dem Wege der Verordnung würde gern gesehen werden.

Von vielen Seiten wird der Versuch unternommen, aus dem alten Schutzgebiete Deutsch-Neuguinea Arbeiter zur Wegführung und Verwendung in anderen Kolonien anwerben zu dürfen. Wenn man damit durchdringen sollte, so würde unweigerlich ein Niedergang der ganzen Plantagenkultur in Deutsch-Neuguinea die Folge sein. Neuanlagen würden ausgeschlossen bleiben, damit die Ent-

wicklung des Landes gehemmt und seine Zukunft vernichtet werden. Um nur die angegebene kleine Zahl von Arbeitern alljährlich anzuwerben, wird ein ungeheurer Apparat von Schiffen mit Werbern usw. in Tätigkeit gesetzt. Die Werbungskosten sind jetzt schon sehr große und trotzdem der Erfolg ein kleiner. Nicht zum wenigsten liegt die Schwierigkeit, hinreichend Leute zu bekommen, in der geringen Zahl der Bevölkerung in den bis jetzt zugänglichen Teilen des Landes. Aus einer so menschenarmen Kolonie noch Leute nach auswärts wegzuschleppen, würde geradezu widersinnig sein.

---

e) Samoa.

Über die Arbeiterfrage in Samoa berichtet Herr Dr. Hindorf, Direktor der Safata-Samoa-Gesellschaft und der Samoa-Kautschuk-Compagnie A. G.:

Die Eingeborenen von Samoa, zur Zeit etwa 35 000, sind wenig geneigt, für Lohn in Europäerbetrieben zu arbeiten, und sie sind wenig leistungsfähig. Ob und bis zu welchem Grade ein nachhaltiger sanfter Druck der Regierung auf die Eingeborenen diese zu erheblich ausgiebigerer Lohnarbeit in Europäerbetrieben bringen könnte, vermag ich nicht recht zu beurteilen; ich bin aber der Meinung, daß aus erzieherischen und wirtschaftlichen Gründen die Regierung darauf hinarbeiten müßte, die Eingeborenen Samoas zu erheblich ausgedehnteren Arbeitsleistungen zu bringen, als bisher von ihnen zu erzielen waren. Daß dies schonend zu geschehen hat, ist selbstverständlich; aber es müßte dabei nach meiner Ansicht erheblich mehr Festigkeit seitens der Regierung angewandt werden, als bisher bei der Eingeborenenbehandlung in Samoa. Vor allem wird es nötig sein, die Löhne für die Samoaner, ihren außerordentlich geringen Arbeitsleistungen entsprechend, auf niedrigerer Stufe zu halten. Zur Zeit ist die Samoanerarbeit in Samoa im allgemeinen erheblich teurer als die Chinesenarbeit dortselbst, trotzdem letztere schon außerordentlich kostspielig ist.

Wir sind in Samoa auf die Einführung fremder Arbeiter durchaus angewiesen. In Betracht kommen für die Einführung Eingeborene aus Neuguinea, Chinesen und Malaien; Landarbeiter aus Englisch-Indien werden für Samoa kaum zu haben sein, abgesehen von den Bedenken, die man gegen ihre Einführung haben kann.

Ich würde es für sehr wünschenswert halten, wenn jährlich eine bestimmte mäßige Zahl von Eingeborenen aus unserer Kolonie Neuguinea nach Samoa geholt werden dürfte, und ich hoffe, daß der

Widerstand des Gouverneurs von Neuguinea und der beteiligten Kreise sich bald überwinden lassen wird.

Abgesehen von der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, die auf Grund alter Rechte Arbeiter aus Neuguinea holen darf, arbeiten die Europäer-Unternehmungen in Samoa jetzt überwiegend mit Chinesen. Dieses Menschenmaterial läßt sehr viel zu wünschen übrig, die Leistungen sind zwar zum Teil gut, zum Teil aber auch unzureichend; die Bedingungen, unter denen die Chinesen für uns erhältlich waren, sind unbequem und stark belastend, und die Chinesenarbeit ist daher im allgemeinen recht teuer. Für die Kolonie sind die Chinesen an sich ein Übel.

Ich habe den dringenden Wunsch, daß es uns bald gelingt, Malaien regelmäßig in hinreichender Zahl nach Samoa einführen zu können. Gelingt uns dies, so sollten wir die Chinesen so bald als möglich sämtlich wieder aus Samoa entfernen.

Die Malaien, am besten vielleicht Javanen, sind zweifellos die für Samoa besten und brauchbarsten Arbeiter. Ich hoffe, daß es uns gelingt, malaiische Familien in großer Anzahl dauernd in Samoa anzusiedeln. Sie werden meiner Meinung nach sich ihrem Temperament und ihrer ganzen Veranlagung nach verhältnismäßig leicht mit den Samoanern, mit denen sie viel Ähnlichkeit haben, zu einem wertvollen und brauchbaren Mischvolk verschmelzen können. Ich sehe sozusagen die Rettung Samoas und die Möglichkeit zu einer freudigen wirtschaftlichen Entwicklung in erster Linie darin, daß wir die nötigen Landarbeiter aus Niederländisch-Indien beziehen können. Daher müssen die Verhandlungen unserer Regierung mit den Niederlanden über die Einführung malaiischer Arbeiter nach Samoa mit allem Nachdruck und unter allen Umständen zu einem günstigen Ziel geführt werden. Gelänge das nicht, so müßten wir wegen der wirtschaftlichen und sonstigen Entwicklung Samoas mit großen Sorgen in die Zukunft sehen.

Herr Prof. Dr. Warburg: Ich möchte über beide Referate gleichzeitig sprechen. Was Neuguinea betrifft, so haben Sie gehört, daß daselbst fast dieselben Verhältnisse vorliegen wie in Ostafrika. Auch dort genügt die Zahl der verfügbaren Arbeiter nicht den Ansprüchen der Pflanzer. Es besteht aber ein großer Unterschied. Während in Ostafrika viele kleine und auch größere Pflanzungen direkt davon abhängig sind, daß sie die notwendigen Arbeitskräfte bekommen, ist das in Neuguinea nicht so sehr der Fall. Es ist im wesentlichen das Bestreben vorhanden, speziell bei der allergrößten

Pflanzungsgesellschaft, der Neu Guinea Compagnie, die allein über mehr als die Hälfte sämtlicher Arbeiter verfügt, sich immer weiter auszudehnen. Für diese Gesellschaft aber, die schon 4000 Arbeiter beschäftigt, und der es jetzt glücklicherweise wirtschaftlich gut geht, ist es ja nicht eine so dringende Notwendigkeit, nun die ganzen Betriebe gleich so stark auszudehnen. Außerdem handelt es sich im wesentlichen um Kokospflanzungen, die, wenn sie auch nicht so gründlich bearbeitet werden, doch nicht sogleich sehr an Wert verlieren. Anders liegt die Sache bei Kulturen wie Baumwolle und Sisal, mit denen wir es ja hauptsächlich in Ostafrika zu tun haben; ihnen kann das Fehlen genügender Arbeiter geradezu verhängnisvoll werden. Außerdem ist in Neuguinea Grund vorhanden zu der Erwartung, daß dort die Zahl der verfügbaren Arbeiter, wenn auch langsam, so doch ständig zunimmt.

Ganz anders liegt die Sache in Samoa. Hier kann man sagen, daß, wenn nicht bald eine Besserung eintritt, man dort vor einer Art Katastrophe steht. Es sind zwar nur wenig größere Pflanzungen vorhanden, aber sie beherrschen das ganze Leben von Samoa, und wenn diese aus Mangel an Arbeitern eingehen müßten, würde von der „Perle der Südsee“ nicht sehr viel Gutes übrig bleiben. Ich glaube, Herr Dr. Hindorf hat die traurigen Verhältnisse daselbst noch nicht so nachdrücklich betont, wie es notwendig wäre. Will man die Kolonie vor dem Zusammenbruch schützen, so muß man unbedingt dafür sorgen, daß wenigstens die notwendige Zahl von Arbeitern vorhanden ist.

Ob sich diese Arbeiter in genügender Zahl aus China beschaffen lassen, ist fraglich. Herr Dr. Hindorf hat schon auf die Schädlichkeit der chinesischen Arbeiter hingewiesen. Ich möchte aber besonders darauf aufmerksam machen, daß die chinesischen Arbeiter unverhältnismäßig teuer sind. In anderen Kolonien kostet der Arbeiter im Durchschnitt inkl. aller Spesen zwischen M. 200 und M. 300 pro Jahr. In Samoa kommt der chinesische Arbeiter hingegen auf M. 500—600 jährlich zu stehen. Das ist eine Summe, die nur dort gezahlt werden kann, wo wirklich erstklassige Produkte erzielt werden, was ja glücklicherweise in Samoa beim Kakao und wohl auch momentan noch beim Kautschuk der Fall ist. Aber wenn eine größere Konkurrenz die Kautschuk- und Kakaopreise drückt, kann Samoa mit chinesischen Arbeitern nicht bestehen. Will man also die bereits existierenden Pflanzungen erhalten, so muß man andere Rekrutierungsgebiete suchen als China. Wenn Herr v. Beck sagte, daß Neuguinea ruiniert würde, wenn es Arbeiter an Samoa

abgeben müsse, so möchte ich das bezweifeln. 900 Arbeiter werden schon eingeführt; wenn noch 1000 eingeführt werden, so ist Samoa gerettet; was aber bedeutet diese kleine Zahl für ein großes Schutzgebiet wie Neuguinea. Ich bin aber auch prinzipiell gegen die Absperrungspolitik der einzelnen Kolonien gegeneinander; das erinnert doch allzusehr an unsere deutsche ehemalige Kleinstaaterei. Ich würde also entschieden gegen jede Resolution protestieren müssen, die daraufhin abzielt, die Arbeiteranwerbung und Auswanderung von einer Kolonie nach der anderen zu verhindern. Was aber Samoa betrifft, so bin ich im Gegenteil dafür, daß wir die Einführungserlaubnis einer beschränkten Zahl Arbeiter aus Neuguinea der Regierung als vorläufiges Mittel vorschlagen, um unsere zwar kleine, aber immerhin als politische Position nicht unwichtige Kolonie Samoa so lange über Wasser zu halten, bis die Einführung von einigen Tausend Javanen uns jeder Sorge für die Zukunft enthebt.

Herr Direktor v. Beck: Ich möchte auf die Ausführungen des Herrn Prof. Warburg doch einiges erwidern. Herr Prof. Warburg stellt die Freigabe der Anwerbung in Neuguinea sehr harmlos dar. Er sagt, was das einer Kolonie schaden könne, wenn sie jährlich 1000 Mann abgibt. Ja, das ist ja schon fast der 4. oder 5. Teil der ganzen Arbeiterzahl, die bis jetzt in einem Jahre überhaupt angeworben werden konnten. Nun soll man eine große Kolonie, die so günstige Aussichten hat, zugunsten einer kleinen so schwer schädigen? Das kann ich wirklich nicht einsehen. Als die Plantagen auf Samoa gegründet wurden, hätte man dort vor allem erst einmal die Arbeiterfrage studieren müssen. Man wußte damals genau so wie heute, daß die Samoaner zu einer fortlaufenden Arbeit nicht zu bewegen sind; also dieses Studium hätte man vorher machen sollen, ehe man an diese umfangreichen Unternehmungen herangetreten ist. Jetzt auf einmal, nachdem man sich nicht weiter helfen kann, sollen andere darunter leiden. Jch muß das vollkommen aufrechterhalten: es würde die größte Schädigung sein, wenn man jetzt — denn bei dem einen bleibt es nicht — anderen Ländern die Anwerbung in dem menschenarmen Neuguinea gestatten wollte. Das Innere des Landes, das jetzt erschlossen werden soll, wird nach dem Bericht des Gouverneurs nur auf 300 000 Menschen angenommen. Das reicht nicht einmal für Neuguinea allein aus, und schließlich ist man auch dort auf die Einfuhr von fremden Menschen angewiesen.

Herr Gouverneur a. D. v. Bennigsen: Ich möchte mich den Ausführungen des Herrn v. Beck durchaus anschließen. Aus der Zeit, in der ich die Kolonie Neuguinea verwaltet habe, weiß ich, daß

schon der Arbeiterbezug der Südsee-Plantagengesellschaft für ganz Neuguinea als eine außerordentliche Last empfunden wurde. Die Arbeiteranwerbung macht innerhalb der Kolonie noch sehr große Schwierigkeiten, und ich möchte es für sehr optimistisch halten, wenn man annehmen würde, daß auf der großen Insel Neuguinea so sehr viel Arbeiter für die Plantagenbetriebe zur Verfügung stünden. Im großen ganzen wird man doch immer auf die kleinen Inselgebiete zurückgreifen müssen, und man kann diese Arbeiter für Samoa nicht entbehren. Ich halte es überhaupt für eine offene Frage, ob die Plantagenbetriebe, die in Samoa eingerichtet sind, abgesehen von den alten Plantagen der Deutschen Südsee-Gesellschaft, die unter besonders günstigen Verhältnissen arbeitet, sich auf die Dauer als leistungsfähig erweisen werden. Bis jetzt hat sich von den deutschen Plantagengesellschaften — über die englischen bin ich nicht unterrichtet — noch keine einzige als lebensfähig erwiesen, noch keine einzige ist in der Lage gewesen, eine Dividende zu zahlen, und ich würde es für ein Unglück halten, wenn aus der Kolonie Neuguinea Arbeiter für diese Plantagen herangezogen würden.

Herr Prof. Dr. Warburg: Ich muß der Ansicht widersprechen, daß die Gesellschaften nicht lebensfähig seien; wenn sie noch keine Dividende gezahlt haben, so liegt es daran, daß sie noch zu jung sind. Sie fangen erst jetzt mit der Produktion an und wir wissen, daß eine Pflanzungsgesellschaft zu Beginn ihrer Produktion noch nicht in der Lage ist, Dividenden zu zahlen. Andererseits handelt es sich für Samoa ja nicht um eine riesige Menge von Arbeitern, sondern um eine ganz geringe Zahl, die dort gebraucht wird und womit der Insel geholfen ist. Außerdem ist der Mangel an Arbeitern z. B. im Bismarck-Archipel durchaus kein sehr großer; auch die neugegründeten Plantagen haben dort genügend Arbeitskräfte, und einzelne sind sogar imstande, noch Arbeiter abzugeben.

Herr Gouverneur a. D. v. Bennigsen: Ich muß auf die Dividende dieser Gesellschaften noch einmal zurückkommen. Nach deren Gründungsprospekten wollten die Gesellschaften alle in der Lage sein, heute 20 v. H. und mehr zu verteilen. Sie haben sich bisher nicht als lebensfähig erwiesen und werden sich meiner Ansicht nach auch in Zukunft nicht als lebensfähig erweisen.

Auf Antrag des Herrn Geheimrats v. Oechelhaeuser wird im Anschluß hieran der Beschluß gefaßt, die gesamten Verhandlungen über die Arbeiterfrage in den Kolonien zu veröffentlichen und dem Reichs-Kolonialamt zur Verfügung zu stellen.

2. Bericht der Technischen Kommission.*)

Über die Verhandlungen der Technischen Kommission vom 11. April berichtet ausführlich Herr Reg.-Baumeister Meyer, Direktor des Vereins Deutscher Ingenieure, Berlin, und teilt u. a. mit, daß bei denselben folgende Beschlüsse gefaßt wurden:

1. Das Reichs-Kolonialamt zu bitten, das Kaiserliche Gouvernement von Kamerun zu veranlassen, auf allen in Alt- und Neu-Kamerun für die Sangha-Ubangi-Expedition in Betracht kommenden Regierungs- und Militärstationen meteorologische Beobachtungen und Pegelmessungen einzurichten.

2. Einen Aufruf an deutsche Prospektoren im In- und Auslande zur Betätigung in Deutsch-Ost- und Westafrika zu erlassen:

Während in Deutsch-Südwestafrika, angeregt durch die Funde von Diamanten, Zinnerz und Gold, seit Jahren eine rege Schürftätigkeit besteht, und die Produkte des Bergbaues im Jahre 1910 bereits eine Ausfuhr von über 33 Millionen Mark ergaben, fehlt es in Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Westafrika an Prospektoren.

In Deutsch-Ostafrika bilden die gesunden Hochländer des Seengebietes am sogenannten Zentralafrikanischen sowie diejenigen am Ostafrikanischen Graben versprechende Gebiete, namentlich für Gold, Kupfer, Zinn und Kohle und sind mittels der bis Tabora fertiggestellten Zentralbahn bequemer als früher zu erreichen. Die Ausfuhr aus Deutsch-Ostafrika an Mineralien betrug im Jahre 1911 ungefähr $1^1/_2$ Millionen Mark, davon über 1 Million allein an Gold.

In Togo findet sich Goldquarz und Alluvialgold, in Kamerun Glimmer, Kohlen, erdölhaltige Schiefer, Solquellen, auch besteht Aussicht auf Zinnerz in gleicher Formation wie im zinnerzreichen Nigeria. Neu-Kamerun enthält hauptsächlich Granit und kristalline Schiefer, über die Bodenschätze ist noch nichts bekannt.

Zur Erleichterung erstattet das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee bis auf weiteres gut empfohlenen Prospektoren, die sich über die erforderliche Erfahrung auszuweisen vermögen und

*) Der Bericht über die Verhandlungen der Technischen Kommission ist bereits veröffentlicht.

hinsichtlich ihrer persönlichen Verhältnisse den in dem Schutzgebiet bestehenden Landungsvorschriften genügen, die Kosten der Seereise II. Klasse nach einem Hafen von Deutsch-Ost- oder Westafrika. Nähere Auskunft erteilt die Technische Kommission des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Berlin, Unter den Linden 43.

Zu diesem Zwecke wird zunächst eine Summe bis zu M. 3000 zur Verfügung gestellt.

3. Die bei den Versuchen zur Einführung des Automobilverkehrs in fremdländischen und in den deutschen Kolonien gemachten Erfahrungen fortgesetzt zu sammeln und der Kolonialverwaltung, den kolonialen Interessenten und der heimischen Automobilindustrie zur Verfügung zu stellen, und ferner beim Reichs-Kolonialamt anzuregen, beim Bau von Straßen auch auf Automobilverkehr Rücksicht zu nehmen.

4. Auf Antrag des Kommandos der Schutztruppen diesem M. 4000 ohne irgendwelche weitere Verpflichtungen zu dem Zweck zur Verfügung zu stellen: den Oberleutnant der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, Herrn Freiherrn von Hammerstein-Gesmold, als Flugzeugführer auszubilden gegen Berichterstattung über die Ergebnisse der Ausbildung.

Der Vorstand des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees erteilt den Beschlüssen der Technischen Kommission seine Zustimmung.

---

3. Bericht der Baumwollbau-Kommission.*)

Zunächst berichtet der Vertreter der Bremer Baumwollbörse, Herr E. Fabarius, über die Baumwollmärkte und die Industrie während des letzten Halbjahres.

Der Vorsitzende der Kommission macht über die Fortschritte des Baumwollbaues in den Kolonien folgende Mitteilungen:

Die Ernte im Baumwolljahr 1911/12 wird in Deutsch-Ostafrika auf 5000 Ballen, in Togo auf 2500 Ballen, insgesamt auf 7500 Ballen à 250 kg im Werte von nahezu 3 Millionen Mark geschätzt. Ein weiteres Anwachsen der Produktion ist in 1912/13 zu erwarten, da die Saatforderung für Eingeborenenkultur in Ostafrika etwa 10 000 Zentner gegen einen Verbrauch von 6000 Zentner in 1911/12 beträgt. Wie in dem vorbildlichen englischen Uganda wird die Saat kostenlos an die Eingeborenen und bedürftige Ansiedler verteilt.

Auch die Qualität ist zufriedenstellend, z. B. erzielte ostafrikanische Abassi-Baumwolle im letzten Halbjahr einen Durchschnittspreis von 83 Pfg., ostafrikanische Upland $56^1/_2$ Pfg., Togobaumwolle $49^1/_4$ Pfg. pro $^1/_2$ kg. Die Togobaumwolle hat sich weiterhin verbessert und notierte als Höchstpreis $53^3/_4$ Pfg. pro $^1/_2$ kg.

Trotz des Risikos, welches das Komitee bei der wachsenden Produktion eingeht, hat es auch für 1912 die Garantie von Mindestpreisen übernommen, die dort geleistet wird, wo Aufkäufer nicht vorhanden sind oder die aufkaufenden Händler diese Preise unterbieten. Der Zweck ist insbesondere, die eingeborene Bevölkerung gegen einen plötzlichen Preissturz nach Möglichkeit zu schützen.

Die Förderung der europäischen Plantagenkultur erfolgt auf breiterer Grundlage u. a. durch Lieferung von Erntebereitungsmaschinen zu besonders vorteilhaften Bedingungen, ferner durch Aufstellung von Projekten für Bewässerungsanlagen zur Sicherstellung gleichmäßiger Ernten. Das inzwischen fertiggestellte Mkatta-Projekt für 7600 ha und 3000 ha harrt noch der Ausführung durch Interessenten.

Das landwirtschaftliche Baumwollversuchswesen hat durch Übernahme durch die Kolonialverwaltung einen erheblichen Aufschwung

*) Zugleich mit dem Bericht über die Verhandlungen des Vorstandes erscheint ein Bericht über die Verhandlungen der Baumwollbau-Kommission vom 25. April.

genommen. In kurzer Zeit sind in Deutsch-Ostafrika die Baumwollstationen Mpanganya, Myombo und Kibongoto erstanden bzw. ausgebaut worden, die sich mit praktischen Versuchen auf wissenschaftlicher Grundlage und insbesondere mit der Saatzucht und Sortenversuchen befassen. Ebenso wird dort die Bekämpfung der Baumwollkrankheiten, namentlich der Kräuselkrankheit, planmäßig bearbeitet. Mit ähnlichem Programm arbeiten die Regierungs-Saatzuchtstationen Kamaa und Nuatjä in Togo.

Die Bestrebungen, Ostafrika unabhängig von fremdem Saatgut zu machen, haben bereits Erfolge zu verzeichnen. Wie auf den Versuchsstationen der Regierung, so befassen sich auch europäische Plantagen mit der Erzeugung hochwertiger einheimischer Saat.

Einen wesentlichen Faktor in der einheimischen Saatfrage bildet das vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee in Daressalam neuerdings eingerichtete Saatwerk, welches die Aufbereitung und Sortierung der Saat für die Wiederaussaat besorgt.

Zur Durchführung der vom Komitee zu leistenden Arbeiten sind ihm pro 1912 zur Verfügung gestellt vom Reichsamt des Innern M. 30 000, von der Wohlfahrtslotterie zu Zwecken der deutschen Schutzgebiete M. 100 000, von der Textilindustrie M. 80 000, insgesamt M. 210 000.

In Bildung begriffen sind folgende neue Baumwollpflanzungsgesellschaften: Die „Plantagen- und Handels-Aktiengesellschaft Kilimani-Hamburg“ — als Stammkapital ist 1 Million Mark in Aussicht genommen —, „Mgohori-Baumwoll-Gesellschaft m. b. H.“ mit einem Kapital bis zu M. 250 000, „Kusini-Pflanzungsgesellschaft m. b. H.“ mit einem Stammkapital von M. 36 000.

Neue Ginnereien sind für Lindi, Kissaki nnd Neu-Langenburg beim Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee beantragt.

Zu einem kritischen Vergleich mit den deutsch-kolonialen Baumwollkulturversuchen können einzig und allein die zu gleicher Zeit eingeleiteten Versuche in den englischen und französischen Kolonien herangezogen werden. Mit Genugtuung dürfen wir feststellen, daß der deutsch-koloniale Baumwollbau mit dem englischen und dem französischen mindestens gleichen Schritt hält.

4. Wirtschaftliches über Togo.

Zur wirtschaftlichen Zukunft Togos im allgemeinen berichtet Herr John Booth wie folgt:*)

Über die Baumwollfrage habe ich vor der Baumwollbau-Kommission referiert. Ich bin vom Komitee aufgefordert, Ihnen heute einen kurzen Überblick über die anderen Beobachtungen meiner Togoreise zu geben.

Ich habe mir die Kolonie angesehen vom Standpunkte des tropischen Pflanzers aus. Wir Pflanzer sehen die schnellste und glücklichste Entwicklung einer tropischen Kolonie in der Mischung von Eingeborenen- und europäischen Pflanzungsbetrieben. Der Fortschritt Deutsch-Ostafrikas, Kameruns und der anderen Schutzgebiete scheint die Richtigkeit dieser Ansicht, welche heute wohl die herrschende wird, zu bestätigen.

In Togo ist, wie Sie wissen, mit deutschen Pflanzungsbetrieben nur erst ein kleiner Anfang gemacht. Die maßgebenden Faktoren scheinen sich eine günstige Entwicklung von einem gemischten Betriebe nicht versprechen zu können; der Handel scheint bis jetzt nicht zu sehen, welche Vorteile er aus intensiverer Kultur ziehen kann.

Wohl aber hört man im Schutzgebiet oft die Ansicht äußern, daß der Bau einer Nordbahn die Kolonie, die sich in sehr geringer Entwicklung befindet, günstig beeinflussen würde. Ich habe mir den Norden daraufhin angesehen und kann jener Ansicht nicht zustimmen. Die Lome—Atakpame-Bahn muß meines Erachtens entwickelt werden durch Hebung der Kulturen im Bezirke Atakpame, insbesondere der Ölpalmbestände im Akpossogebirge und durch Besiedlung der Steppengebiete im Süden und Südosten jenes Bezirks, durch Ausbau des Wegenetzes und Förderung der wasserwirtschaftlichen Frage.

Bei der geringen Ausdehnung der nördlichen Gebiete Togos kann eine Nordbahn keine strategischen oder politischen Zwecke verfolgen. Die Werte, welche die Anlage rechtfertigen würden, müßten im Lande selbst liegen, da auch der Durchzugshandel infolge Ausbaues der Eisenbahnen in den Nachbarkolonien stets mehr im Schwinden begriffen ist.

Diese Werte wären lediglich landwirtschaftlicher Natur. Von dem Eisenerzberg bei Banjeli hört man, daß die Erze für den deutschen Markt noch zu teuer zu stehen kommen, und Deutschland dieses Eisenerzes vorerst nicht bedarf.

*) Ausführlicher werden die berührten Fragen in einer mit der Juni-Nummer beginnenden Artikelserie im „Tropenpflanzer“ behandelt werden.

Eine Nordbahn bauen, hieße meines Erachtens die Kolonie von einer intensiveren Bewirtschaftung des reicheren Südens und der Mitte in eine extensive hineinziehen und Mittel, die man in Süd-Mittel-Togo brauchte, dort festlegen, denn die Hauptwerte liegen nun einmal im Süden.

Der Hauptwert Togos besteht in seinen Ölpalmgeländen. Nach Schätzung des Oberförsters Dr. Metzger bedecken jene Bestände eine Fläche von etwa 3000 qkm gleich 300 000 ha. Die Ausfuhrstatistik der letzten 20 Jahre beweist ganz klar und deutlich, daß jene Werte trotz des Baues dreier Eisenbahnen fast ganz unentwickelt sind. — Einen Bezirk, wie den Anecho-Bezirk, sollten wir in gleich günstiger Lage in Deutsch-Ostafrika liegen haben!

Einer Entwicklung möglich ist auch der Kakaobau, wenn auch in bescheideneren Grenzen als an der Goldküste, wo der Export im letzten Jahre schon etwa 17 Mill. Mk. betrug; immerhin kann man unserer Kolonie mit der Zeit wohl eine Produktion von einigen Millionen Mark in Aussicht stellen.

Im Baumwollbericht habe ich näher entwickelt, daß Süd- und Mitteltogo unter gewissen Voraussetzungen und, wenn die Kultur, wie augenblicklich, fortschreitet und gepflegt wird, mehrere tausend Ballen im Jahre wird exportieren können. Hierfür wäre Bedingung, daß die oben erwähnten Steppengebiete Atakpames besiedelt würden. Dieselben sind imstande, Baumwolle, Mais, Erdnüsse und die wertvollen Yamsknollen, die Mischkultur mit Baumwolle, in größeren Mengen zu produzieren.

Sieht man sich dagegen den Norden der Kolonie an, so sind die Ölpalmgelände ganz begrenzt; die Kultur ist bis auf das Lhoso-Gebirge fast unbekannt. Sie wird mit der Zeit zunehmen, an einen Export ist nicht zu denken.

Mais wird durch das anspruchslose nicht exportfähige Guineakorn ersetzt. Die Entfernungen dürften auch gegen den Export von Mais sprechen.

Kakaoland gibt es im Norden nicht einen Quadratzoll.

Die Baumwollkultur liegt bedeutend ungünstiger als in Süd- und Mittel-Togo; die Schädlingsfrage ist im Norden eine sehr bedenkliche. Die indischen Baumwollsorten haben im Stich gelassen; die Erträge von den einheimischen sind sehr geringe.

Kapokwolle, Kautschuk von Manihot Glaziovii mögen da oben eine begrenzte Zukunft haben; sie geben aber für eine Eisenbahn keine raumfüllenden Produkte ab, was Erdnüsse und vielleicht Sesam allerdings tun würden.

Bei stärkerer Entwicklung Süd- und Mittel-Togos wird man aber alle diese Produkte auch hier in größeren Massen bauen können; die Hülsenfrüchte müssen der kräftigeren Ausnutzung der Ländereien entsprechend in größeren Mengen produziert werden. In allen diesen Kulturen und ihrer Zukunft läßt sich m. E. keine Berechtigung für den Bau der Nordbahn finden.

Wohl aber hat Nord-Togo zwei Werte, welche einer Eisenbahn nicht bedürfen.

Einmal sind große Flächen des Landes Grasland, auf denen sich mit der Zeit eine ausgedehnte Viehzucht wird etablieren lassen, wenn das Land erst einmal seuchenfrei gemacht ist; zum andern besitzt es eine Bevölkerung von über einer halben Million Menschen in den Bezirken Sokode und Mangu.

Ich sehe den größten Gewinn für das Schutzgebiet darin, daß Süd- und Mittel-Togo die nötigen Arbeitskräfte aus jenem Menschenreservoir schöpft. In der Kolonie hat man bis jetzt nicht die Erfahrungen mit dem Zuzug großer Menschenmassen in die Küstenländer, wie wir sie beispielsweise in Deutsch-Ostafrika haben. Bei geschickter Entwicklung dieser wichtigen Frage durch das Kaiserliche Gouvernement wird sich in Togo ein Hin- und Herzug Angehöriger jener Stämme gerade so gut einrichten lassen wie anderswo. Schon heute geht eine große Anzahl dieser Menschen arbeitsuchend in das englische Gebiet mangels Arbeitsgelegenheiten in der Kolonie selbst.

Es muß für diese Leute im Süden Togos natürlich Arbeitsgelegenheit geschaffen werden. Dieselbe wird sich einmal daraus ergeben, daß man dem europäischen Plantagenbau nicht mehr hindernd in den Weg tritt, zum andern aber, daß man gewisse Eingeborenen-Kulturen so hebt, daß bezahlte Arbeit auf ihnen stehen kann. Zum dritten, daß man herrenloses Steppenland besiedelt, ähnlich wie das Kaiserliche Gouvernement das schon in Chra mit Erfolg getan hat. Diese Ansiedlung entwickelt sich so gut und so produktiv, daß sie zu den besten Hoffnungen für ähnliche Unternehmungen Anlaß gibt.

Der Kakao wird an der Goldküste zum Teil heute schon unter Zuhilfenahme fremder Arbeitskraft im Eingeborenenbetriebe gewonnen. Dasselbe könnte mit zunehmender Entwicklung dieser Kultur in Togo der Fall sein.

Ich bin aber auch der Ansicht, daß die Ölpalmkultur sich im Eingeborenen-Betrieb so rentabel gestalten läßt, daß der Eingeborene in ihr fremde Arbeitsleistung verwenden kann. In der richtigen

Entwicklung dieses Produktionszweiges durch die Bezirkslandwirte, durch Belehrung, Vorbild, Musterpflanzungen und Verordnung muß man die wichtigste Frage der Kolonie erblicken.

Die Entwicklung der maschinellen Aufbereitung der Ölpalmprodukte in europäischen Betrieben rückt immer näher. Derartige Betriebe werden in Togo von der Lieferung des Rohproduktes durch Eingeborene nicht lediglich abhängen können, denn der Eingeborene ist ein unsicherer Lieferant. Die Folge wird der Erwerb von Land durch Europäer und die Bewirtschaftung eigener Ölpalmpflanzungen sein, wodurch die Kultur auch in den Eingeborenen-Betrieben mit einem Schlage bedeutend verbessert würde. Einer Regierung, welcher es gelänge, hierin ausgleichend zu wirken, d. h. dem Eingeborenen reichlich zu belassen, was ihm zukommt, unter Anleitung zur besseren Ausnutzung seines Landes, und dem Europäer zuzuteilen, was jener zuviel hat und was weit über seine Kräfte geht, könnte man ein großes koloniales Verdienst zusprechen.

Die Erschließung des reichen Palmlandes im Anecho-Bezirk durch eine Bahn ist zu begrüßen. Süd-Togo wird von einer solchen lokalen Entwicklung geeigneter Distrikte durch kurze Anschlußbahnen, Feldbahnen und Automobilverkehr die größten Vorteile haben. Ehe man aber an den Bau einer Nordbahn ginge, sollte man sich das Land im Bezirk Misahöhe jenseits des Gebirges noch einmal gründlich auf eine mögliche Verlängerung der Palimebahn hin ansehen. Das Gebirge macht ja zweifellos Schwierigkeiten. Die ersten 50 km Luftlinie bis zum Assiokoko-Fluß würden aber vom ersten Tage an der Bahn Frachten und Passagiere in beträchtlichem Umfang liefern. Verglichen mit diesem Gebiete ist das Land zwischen Atakpame und Sokode, etwa 160 km Luftlinie, minderwertig, zum großen Teil Ödland.

Sollte sich das herrenlose Waldgebiet in der Landschaft Buëm, welches 50 000 bis 60 000 ha groß sein mag, zur Anlage von Ölpalmpflanzungen eignen, so stände jener Gegend eine sehr gute Entwicklung in Aussicht.

Ich bin der Ansicht, daß der Bezirk Kete-Kratschi in landwirtschaftlicher Beziehung entwickelbar ist, was für eine spätere Weiterführung der Bahn von Wichtigkeit wäre. Es wäre wünschenswert, wenn man jenen Bezirk sowie das Land zwischen dem Bo-Gebirge und Oti-Fluß gründlicher auf seine Entwicklungsmöglichkeit auch für europäischen Plantagenbetrieb untersuchte, als bis jetzt geschehen ist.

Herr Direktor Hupfeld: Der Vortrag des Herrn Booth klang sehr nüchtern; er hat sicher bei Ihnen, soweit Sie die Kolonie nicht aus eigener Anschauung kennen, manche Enttäuschung hervorgerufen. Aber ich bin der Meinung, daß das, was Herr Booth gesagt hat, vollständig richtig ist. Er und ich haben — obwohl getrennt und in verschiedenen Jahren — das Land durchreist, wir sind zu denselben Ergebnissen gekommen. Diese Ergebnisse widersprechen zum großen Teil all dem, was bisher in der Öffentlichkeit über Togo gesagt worden ist. Das lag zum Teil daran, daß Nord-Togo wenig bekannt ist und viele Herren, die über Nord-Togo mitsprachen, sich das Land günstiger vorstellten, als es war. Insbesondere die Regierung hat Nord-Togo vielfach zu günstig hingestellt. Das lag daran, daß wir dort Beamte gehabt haben, die mit einer so intensiven Liebe am Lande hingen, daß sie alles, was nur einigermaßen gut war, für besonders aussichtsreich hielten, während ihnen die ungünstigen Verhältnisse überwindbar erschienen.

Nord-Togo hat landwirtschaftlich meiner Überzeugung nach nur eine außerordentlich geringe Zukunft; es hat seine Hauptbedeutung in den großen Arbeitermengen und daneben einen gewissen Wert in der Möglichkeit der Viehzucht. Die wirtschaftliche Zukunft von Togo liegt meiner Überzeugung nach in den Gebieten südlich des achten Breitengrades.

Es ist ferner ein Fehler, wenn man meint, man könne Togo, weil es ja nur eine schmale Kolonie ist, mit einer Längsbahn entwickeln. Man kann ein Land, das sich wie ein Handtuch erstreckt und der Länge nach von einem Gebirge durchzogen ist, nicht durch eine Bahn, die auf der einen Seite des Gebirges entlang geht, erschließen. Togo wird zwei Bahnen haben müssen: eine Ostbahn, von der die Strecke nach Atakpame vorhanden ist, und eine Westbahn, von der die Strecke nach Palime da ist. Letztere muß nun zunächst nach dem Kpandubezirk und der Landschaft Buëm hin verlängert werden. Buëm hat meiner Überzeugung nach eine sehr bedeutende Zukunft, und zwar auf den Gebieten, die Herr Booth hervorgehoben hat, der Kultur der Ölpalmen und des Kakaos. Ich mache ferner darauf aufmerksam, daß die Gebiete südlich von Kete-Kratschi und westlich des Hauptgebirges durch ihren Boden und auch durch die klimatischen Verhältnisse besonders begünstigt sind. Insbesondere sind sie durch das Gebirge vor dem Harmatan geschützt, der bekanntlich von Nordosten bzw. Nord-Nordosten kommt. Die Überwindung des Gebirges bei Verlängerung der Palimebahn ist entweder durch eine Zahnradbahn möglich, die jenseits des Ge-

birges als Adhäsionsbahn weiterläuft, ähnlich wie man es in Bosnien, im Harz, im Thüringer Wald macht; oder man kann mit einem Tunnel von etwa 3 km Länge von Jo ausgehend unter Misahöhe und dem Françoispaß hindurch auf die Westseite bei Agome-Tongbe kommen. Ein solcher Tunnel mag in Afrika unbequem sein; aber das kann schließlich nicht davon abhalten, ein Drittel des wirtschaftlich ausgezeichneten Teiles einer Kolonie einfach brach liegen zu lassen oder nur durch eine zwar gute, aber doch recht umständliche Fahrstraße erschließen zu wollen.

Außer dieser Verlängerung der Palimebahn kommt die Erschließung des Ölpalmen-Gürtels, der sich von Ho bis an den Mono zieht, durch eine kleine Stichbahn oder Feldbahn in Betracht; vielleicht wird man mit einem ganz einfachen Bähnchen auskommen können. Das sind Einzelfragen.

Das Wesentliche aber ist: Wir müssen uns darüber klar sein, daß trotz des schönen Namens „Musterländle" unsere Togokolonie absolut stationär ist. Wenn wir die Ausfuhrstatistik ansehen, so finden wir, daß sie bei den wichtigsten Produkten herauf- und heruntergeht ohne wirkliche Steigerung, und wenn wir in den letzten 5 Jahren steigende Umsätze gehabt haben, so liegt das daran, daß wir 5 Jahre hindurch sehr gute Regenverhältnisse hatten. Wenn, wie es jetzt scheint, wieder eine Periode schlechter Regenverhältnisse kommt, so wird unsere Ausfuhr wieder stark zurückgehen.

Die Tatsache, daß Togo stationär ist, sehen Sie an einem außerordentlich bezeichnenden Umstande. Fast sämtliche Handelsfirmen in Togo, auch die erst seit wenigen Jahren bestehenden, haben sich auf die Dauer nicht auf Togo beschränkt, sondern gehen weiter hinaus nach anderen Kolonien, nach Dahomey, nach der Goldküste und nach Kamerun. Das würde man doch nicht tun, wenn man die Überzeugung hätte, daß Togo einen so großen Aufschwung nehmen würde, wie man in der Öffentlichkeit vielleicht glaubt. Ich habe die Überzeugung, daß Togo bei dem bisherigen System ziemlich stationär bleiben und einen wirklich bedeutenden raschen Aufschwung nicht bekommen wird. Ich habe ferner die Überzeugung, daß unser bisheriges Prinzip der reinen Eingeborenenkultur falsch ist. Ich freue mich, daß endlich jemand gekommen ist, der diese Auffassung mit viel besserer Autorität verfechten kann als ich.

Was die Plantagen in Mischung mit Eingeborenenkultur machen können, sehen Sie in ganz kleinem Maßstabe auch in Togo selbst schon. Es ist, glaube ich, kein Zufall, daß an der Küste, wo die Plantage Kpeme die Kokospalmenkultur seit nahezu 20 Jahren be-

treibt, diese Kultur auch sonst außerordentlich zugenommen hat; es ist, glaube ich, kein Zufall, daß die Produkte der Kokospalme und des Kakaos, mit denen sich die Plantagen befassen, die einzigen Ausfuhrartikel sind, bei denen wir im Laufe der letzten zehn Jahre niemals einen plötzlichen Rückgang, sondern eine stetige Steigerung gehabt haben. Ich führe das darauf zurück, daß ganz erklärlicherweise der Eingeborene zu denjenigen Kulturen, in die der Europäer viel Geld hineinsteckt und die er bei dem Europäer kennen lernt, auch mehr Vertrauen hat und mehr Geschick dafür bekommt.

Ich bin auf der anderen Seite der Meinung, daß die Ausführungen des Herrn Booth bei Ihnen hier und in der Öffentlichkeit vielleicht einen zu ungünstigen Eindruck von Togo erwecken könnten. Ich habe durchaus die Zuversicht, daß wir aus Togo noch sehr viel machen können, wenn wir von dem bisherigen Prinzip der reinen Eingeborenenkultur abgehen und zu einem gemischten Betriebe übergehen. Ich kenne ja flüchtig die Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika; ich habe mir die Böden dort genau angesehen, auf denen man Sisal, Manihot und verschiedenes andere baut. Die Böden in Togo sind, allgemein gesprochen, durchaus nicht schlechter als die Böden, auf denen z. B. an der Usambarabahn sich Plantage an Plantage reiht; das Klima, die Witterungsverhältnisse sind unter allen Umständen besser als in dem Hauptplantagenbezirk von Deutsch-Ostafrika. Wir haben in Togo durchaus gesicherte Regenverhältnisse, besonders in Mittel-Togo, während bekanntlich in Deutsch-Ostafrika die Witterungsverhältnisse unsicher sind. Die Schiffsverbindungen, die Arbeiterverhältnisse sind in Togo außerordentlich viel günstiger als in Deutsch-Ostafrika. Meiner Ansicht nach ist jetzt, nach Fertigstellung der beiden Hinterlandsbahnen, die Zeit gekommen, wo hoffentlich recht viele Leute kommen und zwischen den Eingeborenenkulturen europäische Plantagen anlegen werden.

Wenn das geschieht, meine Herren, dann wird sich meiner Überzeugung nach die Kolonie, dann wird sich auch der Handel heben, und dann werden die Handelsfirmen es nicht nötig haben, aus dem Lande herauszugehen, um ihr in Togo verdientes Geld anderswo nutzbringend anzulegen; dann werden wir andere Umsätze bekommen als bisher. Wir wissen aus dem Vortrag, den Herr Geheimrat Stuhlmann auf dem letzten Kolonialkongreß gehalten hat, wie viel mehr der Eingeborene produziert, wenn er auf den Plantagen arbeitet, als in eigener Kultur; wir wissen weiter, wie viel Geld bei dem Plantagenbau, besonders wenn man in Togo einen Teil der gänzlich brachliegenden Arbeitskräfte des Nordens nach

den für die Produktion geeigneten Gebieten hinziehen würde, in das Land hineinkommen würde!

Ich freue mich darüber, daß Herr Booth auch auf die andere Möglichkeit hingewiesen hat, daß nicht bloß europäische Plantagen existieren können, sondern auch die Eingeborenen ihre Brüder aus dem Norden herunterholen können, um als Lohnarbeiter bei ihnen tätig zu sein. Es ist durchaus nicht einzusehen, warum man in Togo bei der Kakaokultur nicht genau dasselbe anwenden könnte, wie an der englischen Goldküste.

Aber davon müssen wir zurück, daß wir sozusagen in Ohnmacht fallen, wenn einmal irgendwo ein paar Hektar Wald umgehauen werden. In den Waldgebieten wird Kakao gebaut, das ist an der Goldküste so und wird in Togo auch so sein. Abgesehen davon, daß Kakaobestände auch Wald sind, daß also bei der Kakaokultur der absolut wertlose bisherige Wald durch einen wertvollen ersetzt wird, habe ich folgende Berechnung aufgemacht: Wenn man sich überlegt, was ein Hektar Kakao im Laufe von nur 20 Jahren trägt, wenn man bedenkt, daß der Wert dieses Kakaos drüben in der Hauptsache in europäische Waren umgesetzt wird, wenn man den Durchschnittszoll berechnet, der auf europäischen Waren liegt, und wenn man anderseits die Kosten der Aufforstung nach den Angaben des Oberförsters Metzger dagegenhält, so ergibt sich, daß der Fiskus von einem Fünftel seiner Zolleinnahmen denselben Hektar an einer anderen Stelle wieder aufforsten kann. Selbstverständlich bin ich nicht gegen Aufforstung, aber ich bin der Meinung, daß man diejenigen Gegenden aufforsten soll, die für wertvolle Kulturen nicht nutzbar gemacht werden können. Dagegen sollte man diejenigen Gegenden, die sich für Kakaokultur eignen, Europäern wie Eingeborenen für diese Kultur freigeben.

Togo ist jetzt an einem wichtigen Wendepunkte seiner ganzen Entwicklung angekommen, und es wird sich darum handeln, ob auch die Regierung dies erkennt.

Herr Prof. Dr. Warburg: Ich möchte zwei Anfragen an Herrn Booth richten. Erstens: Hält Herr Booth es für möglich, daß die Eigeborenen durch Einlieferung ihrer Ölfrüchte die doch immerhin teuren Maschinerien einer größeren Aufbereitungsanstalt rentabel machen können? Glauben Sie mit anderen Worten, daß in den Gebieten, die reich sind an Ölpalmen, Aufbereitungsunternehmungen ohne eigene Pflanzungen existieren können? Die andere Frage ist die: Meinen Sie, daß das Land bei Sokode überhaupt nichts taugt, oder meinen Sie nur, daß es eine cura posterior ist,

ob man mit dem Lande etwas anfangen kann; halten Sie es z. B. für unwahrscheinlich, daß in Zukunft Sesam, Erdnuß, Hirse und Bohnen dort in Quantitäten gebaut werden, daß dadurch eine Bahn rentabel gemacht werden kann?

Herr John Booth: Was den ersten Punkt anbelangt, so will ich das, was ich gesagt habe, dahin erweitern, daß ich bei der Entwicklung der Palmbestände Anechos durch Eingeborene nur an Ölpalm-Kulturen gedacht habe, deren maschineller Aufbereitungs-Betrieb immer durch Europäer ausgeführt wird. Das kann der Eingeborene nicht. Die kleine Handhabe, die man herausgefunden hat, daß man Kern-Knackmaschinen ins Land bringt, ist ein Übergangsstadium; das wird man wieder fallen lassen.

Daß sich eine Maschinerie halten lassen wird, ohne eigene Plantage, möchte ich sehr bezweifeln bei den heute herrschenden Kulturmethoden der Eingeborenen. Ich werde das noch etwas ausführen. Man hört, daß im Jahre etwa 200 000 Ölpalmen mehr für Trinkzwecke geschlagen werden. Ich bin der Sache näher gegangen und sage, daß das gar kein Unglück ist. Im Bezirk Anecho müssen, um die Ölpalmenhaine richtig zu appretieren, nach meiner Schätzung weit über 25 Millionen Bäume herausgeschlagen werden, um auf einen Bestand von 250 bis 300 Bäume auf den Hektar zu kommen. Jetzt stehen 1500, 2000 bis 3000 Bäume auf dem Hektar. Wenn hier jemand 3000 Apfelbäume auf den Hektar pflanzt, bekommt er keine oder sehr wenige kleine Früchte, und wenn ein trockenes Jahr eintritt, erhält man sicherlich gar nichts. Ein gleiches gilt auch dort. Darum kommen durch die wirklich schnöde Mißkultur, die dem Herzen eines Pflanzers, der dort reist, nahe gehen kann, diese Werte gar nicht zur Entwicklung. Es wird nun wieder so kommen wie früher; Sie haben die günstigen Regenjahre in Togo hinter sich, jetzt kommen die trockenen Jahre, und infolge der unrationellen Kultur wird der Export wieder sehr zurückgehen.

Was nun die Verhältnisse des Nordens angeht, so ist es sehr schwer, über derartige Gelände des Hinterlandes ein sicheres Urteil abzugeben. Ich möchte nur sagen — was Herr Direktor Hupfeld ja auch hervorgehoben hat —, daß die Kulturverhältnisse des Hinterlandes sehr schwierige sind. Daß Bohnen und Erdnüsse dort wachsen, gebe ich zu. Die wachsen auch im Süden der Kolonie, und ich muß wiederholen: Die Kultur im Süden ist viel leichter und entwicklungsfähiger; dort brauchen Sie die Leute zuerst. Wenn eine Entwicklung zustande käme, wie wir sie eben besprochen haben, daß Togo in 10 Jahren etwa 25 000 bis 30 000 Arbeiter im Süden

verwenden könnte, dann würden jene Arbeiter, baute man eine Bahn hinauf und richtete dort hinten billige Kulturen, wie Erdnüsse und Bohnen ein — Sesam würde vielleicht auch wachsen —, viel schwieriger für die Entwicklung der Kultur frei zu machen sein. Insofern kann man von der Entwicklung des Nordens als einer cura posterior sprechen. Vorläufig sollte sich die Kolonie enthalten, dieses Nordbahn-Projekt zur Ausführung zu bringen.

Herr Direktor Ladewig: Ich möchte hier noch einige Zahlen verbessern, die Herr Booth genannt hat, und zwar die Exportziffern von der Goldküste, die wesentlich höher sind. Die Goldküste hat im vorigen Jahre 38 000 t Kakao exportiert. Wenn Sie 100 kg also nur mit Mk. 80 annehmen, so bekommen Sie schon einen höheren Wert. Die Exportziffer ist von 1910 auf 1911 von 23 000 t auf 38 000 t gestiegen. Es kann sein, daß Sie die 1909er Ziffer mit 21 000 t als Grundlage genommen haben. Die Kultur selbst wird nur von Eingeborenen betrieben, aber durchweg in kleineren Plantagen, die niemals einen größeren Umfang als 30 acres erreichen. Die „Musterplantage“ von Cadbury Ltd. ist 14 acres groß.

Herr Baron Herman-Schorn: Im ganzen bin ich bei meinem kürzlichen Besuch in Togo über das, was ich gesehen habe, sehr angenehm berührt gewesen. Die Regierung hat zweifellos sehr viel Gutes geschaffen, es herrscht Ordnung, es sind überall sehr schöne Bauten und Wohlfahrtseinrichtungen vorhanden; das Land ist durch Eisenbahnen erschlossen, usw. usw. Worüber ich besonders erfreut war, war zu sehen, daß Togo ungleich fruchtbarer ist, als ich mir bisher nach den Berichten vorgestellt hatte. Gerade aber, weil ich dieses Land viel fruchtbarer und teilweise wirklich mit einer Fülle von Naturschätzen ausgestattet gefunden habe, um so trauriger finde ich das Resultat der wirtschaftlichen Entwicklung. Gestatten Sie mir, dies mit wenigen Zahlen zu belegen.

Nach der offiziellen Statistik haben wir eine Mehrausfuhr über die Einfuhr von „Erzeugnissen des Landbaues und der Forstwirtschaft, sowie dem dazugehörigen Nebenerwerbe, an Tieren und tierischen Erzeugnissen“ im Jahre 1910 von M. 3 174 000. Hiervon geht aber ein nicht unbeträchtlicher Teil ab, der auf Raubbau kommt, so daß wir also die wirkliche Mehr-Produktion noch niedriger veranschlagen müssen. Wenn Sie das nun mit deutschen landwirtschaftlichen Verhältnissen vergleichen, so sind die Fälle durchaus nicht selten, wo wir von einem Hektar einen jährlichen Produktionswert von M. 600 haben, von 5000 Hektar oder 50 qkm also einen Wert von M. 3 000 000. 5000 ha zu M. 3 000 000 ist aber nicht

mehr, als einzelne große Rittergüter zusammen umfassen bzw. erzeugen. Wir haben also das wirklich traurige Resultat, daß 30 Jahre kolonialer Betätigung in Togo nicht mehr an landwirtschaftlichen Produkten für den Export hervorbringen als wenige Rittergüter in Deutschland jährlich produzieren.

Woran liegt das nun? Meiner Ansicht liegt es ganz entschieden nicht, wie ich bisher geglaubt hatte, an der Armut des Landes. Denn sogar die vielfach diskreditierte Baumsteppe halte ich für einen durchaus fruchtbaren, für eine große Anzahl tropischer Kulturen absolut geeigneten Boden. Wenn das nicht der Fall wäre, so hätten wir nicht die schönen und teilweise hervorragend guten Baumbestände, die sich vielfach darauf finden, die allerdings durch die wilden Feuer der Eingeborenen immer wieder geschädigt werden. Also am Lande selbst liegt es nicht. Es liegt meiner Ansicht nach wohl hauptsächlich daran, daß der Wert der Eingeborenenkultur bisher weitaus überschätzt und der Wert der Europäerplantagen weitaus unterschätzt worden ist. Ich habe bei dem ersten Kolonialkongreß im Jahre 1902 auf Anregung unseres Komitees das Referat über „die Eingeborenenkulturen“ gehalten, und wir sind damals zu dem Resultat gekommen, daß eine gesunde Mischung von Plantagen- und Eingeborenenkulturen wünschenswert ist. Ich war zu diesem Resultat auf Grund eines längeren Besuches in Ostafrika und auf Grund meiner Kenntnisse von tropischen Kolonien verschiedener anderer Länder gekommen. Wir exemplifizierten damals auch wieder auf deutsche Verhältnisse und betonten, daß es wohl allgemein von den Nationalökonomen als richtig anerkannt wird, wenn neben dem Großgrundbesitz mittlerer Besitz und Kleinbesitz in einer richtigen Mischung vorhanden ist, um ein Land vorwärts zu bringen. Wo wären wir in Deutschland, wenn wir unsere Landwirtschaft nur durch Kleingütler, die ich in diesem Falle mit den kleinen Eingeborenen Togos vergleichen möchte, ohne Landwirtschaftswissenschaft, ohne Kapital, ohne Maschinen hätten entwickeln wollen! Wir wären um Hunderte von Jahren zurückgeblieben. Jedermann weiß, was unsere großen Betriebe geleistet haben und leisten für die Landwirtschaft; wir wissen, daß große Aufwendungen und wissenschaftliche Versuche nur durch die großen Besitzer gemacht werden können, die auch einmal ein paar tausend Mark riskieren können, und daß wir dadurch unsere deutsche Landwirtschaft auf ihre richtige Höhe gebracht haben und pro Hektar weit mehr produzieren als früher.

Was von Deutschland gilt, gilt meiner Ansicht nach mutatis mutandis natürlich auch von unseren deutschen Kolonien, speziell

von Togo. Herr Booth hat schon hervorgehoben, daß wir große Bestände — 3000 qkm — der schönsten Ölpalmwälder allein in Süd-Togo haben, die wir nicht nutzen. Das repräsentiert viele Millionen Kapital. Wir haben doch nicht nur unsere Kolonien erworben, um dem Neger nur Sicherheit für sein Leben und sein Eigentum zu geben, wir haben unsere Kolonien erworben, um uns für Deutschland endlich ein großes, unabhängiges Wirtschaftsgebiet zu schaffen, wie es die Engländer, Franzosen, Amerikaner und Russen haben, wie es die Japaner jetzt auch anstreben. Wir sind von den großen Kulturvölkern das einzige gewesen, das bis jetzt in bezug auf die Produkte der tropischen Landwirtschaft auf fremde Länder angewiesen und infolgedessen beim Abschluß von Handelsverträgen und bei allen möglichen anderen Komplikationen immer von dem mehr oder weniger großen Wohlwollen oder Übelwollen fremder Nationen abhängig war. Durch den Erwerb der Kolonien sind wir in die Lage versetzt worden, die tropischen Produkte im Werte von vielen Millionen, die wir jährlich noch für unseren Volkshaushalt benötigen, in unseren Kolonien selbst zu erzeugen.

Was haben wir bisher geleistet! In Togo, wie ich eben zeigte, sehr wenig, und es ist meine feste Überzeugung, daß wir auch da nur vorwärts kommen, wenn wir Plantagen mit Kapital, mit wirklich wissenschaftlich durchgebildeten und hochstehenden Leitern und Landwirten ins Leben rufen. Daß wir das nicht ohne Unterstützung und ohne Hilfe der Regierung tun können, darüber, glaube ich, sind wir uns auch klar. Ich glaube, es ist die Aufgabe der Regierung, daß, wenn sie Bahnen baut, um das Land zu erschließen, sie auch weiter das deutsche Kapital unterstützt, um Plantagen ins Leben rufen zu können, die dann auch erst die Eisenbahnen richtig befruchten werden. Ich war erstaunt zu sehen, als ich von Lome nach Atakpame fuhr, daß rechts und links der Bahn auf 160 km mehr oder weniger nur unkultiviertes Land liegt. Statt dessen könnten auf Kilometer hinaus, wie es an der Tangabahn in Ostafrika der Fall ist, die schönsten Plantagen, die fruchtbarsten Ländereien vorhanden sein, wodurch die Bahnfrachten erhalten, die Ausfuhr sich heben und Geld in die Kolonie kommen würde. Auch die Neger würden dadurch entschieden gehoben und selbst lernen, das Land, das ihnen immer noch im Überfluß bleiben würde, in richtiger Weise zu entwickeln.

Herr Vietor: In den Ausführungen des Herrn Booth ist auch für mich noch sehr viel Neues gewesen, und das Wichtigste, der springende Punkt war für mich entschieden der, daß er sagte, auch

in trockenen Jahren könnte man bei der Ölpalme ein viel größeres Resultat erzielen, wenn sie nicht so dicht stände wie in Togo. Darüber habe ich mich aber gewundert, daß Herr Booth gar nichts über die Regenverhältnisse gesagt hat. Ich habe mein Geschäft jetzt 25 Jahre in Togo. In diesen 25 Jahren haben wir uns nach unserer Statistik daran gewöhnt, daß wir alle fünf oder sieben Jahre die guten und schlechten Jahre der Bibel haben. Wir wissen sehr genau, daß, wenn wir drei oder vier gute Jahre hatten, dann eine Trockenzeit von drei bis vier Jahren folgt. Dadurch ist auch die merkwürdige Zahl zu erklären, welche von 1903 bis heute die Produktion angibt. Die Jahre 1902 und 1903 waren die größten, die wir in ganz Afrika gehabt haben. Wir haben damals einen kolossalen Aufschwung der ganzen Kolonie, auch an der Goldküste, gesehen. Dann braucht die Palme, wenn sie auch ein Jahr lang guten Regen gehabt hat, mindestens zwei bis drei Jahre, um sich wieder zu erholen. Die Ausfuhr ist in diesem Jahre so groß gewesen, wie wir sie nicht einmal im Jahre 1902 gehabt haben. Herr Baron Herman wies darauf hin, daß wir nur 3 Millionen Mark Ausfuhrwert in diesem Jahre hätten. Hier muß ich darauf hinweisen, daß diesmal der Mais durch die Überschwemmungen und den späteren Regen absolut ausgefallen ist, obgleich die Eingeborenen viel Mais angebaut haben. Wenn es sich einrichten ließe, daß in anderer Weise die Palmenbestände ausgenutzt werden könnten, so würde das einen ganz kolossalen Fortschritt für Togo bedeuten. Ich kann mich gar nicht genug darüber wundern, daß noch kein Mensch auf den Gedanken gekommen ist, obwohl wir soviel landwirtschaftliche Referenten und soviel Versuchsstationen in Togo gehabt haben, daß man Togo hätte anders verwerten können, wenn man diesen Palmenbeständen größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Herr Direktor Hupfeld: Herr Vietor meinte, es sei merkwürdig, daß man erst jetzt auf die falschen Kulturmethoden bei den Ölpalmen hinweise. Die Angaben des Herrn Booth werden aber durch die Erfahrungen der Agupflanzung bestätigt; auch dort tragen ganz dichte Ölpalmenbestände fast nichts, während die Erträge nach dem Auslichten sprunghaft zunehmen.

Die Ziffern der Ausfuhrstatistik von 1902 und 1911 sind durchaus vergleichbar. Herr Baron Herman hat nämlich die Jahre der Höchstausfuhr, die Rekordjahre verglichen und festgestellt, daß das Rekordjahr 1902 mit ungefähr 9000 t und das Rekordjahr 1911 mit etwa 13 000 t Palmkerne doch eigentlich nur eine Zunahme zeigen, die im Vergleich zu dem, was unterdessen für das Land getan worden

ist, außerordentlich gering dasteht. Ähnlich ist es mit dem Palmöl. Da war der Rekord im Jahre 1901 3800 t, jetzt haben wir 4000 t.

Was den Mais anbetrifft, so dürfen wir auf das eine Jahr 1908 mit 30 000 t Ausfuhr nicht zu stolz sein. Ich fürchte, das kommt nicht wieder, und die Beruhigung, daß an dem Rückgange das Wetter schuld gewesen wäre, teile ich nicht. Ich fürchte, daß wir bei Mais eine ähnliche Entwicklung erleben werden wie in Lagos. Lagos hat auch einmal in einem Jahre 17 000 t Mais exportiert und dann damit aufgehört. In ganz schlechten Jahren, wo die Eingeborenen nichts verdienen, werden sie die für sie wenig lohnende Maiskultur für Ausfuhrzwecke wieder aufnehmen; aber im großen ganzen dürfen wir nicht hoffen, daß wir aus Mais eine dauernde Einnahme bekommen. Außerdem sind 30 000 t Mais nicht mit 3 Millionen zu bewerten, denn wir dürfen meiner Ansicht nach doch nur den Wert drüben nehmen und nicht den in Hamburg.

Herr John Booth: Ich will nur kurz Herrn Vietor erwidern, daß mir die Regenstatistik wohl bekannt ist. Ich behaupte nun auch nicht, daß, wenn die Ölpalmenhaine auf 250 bis 300 Bäume pro 1 ha appretiert wären, ganz gleiche und regelmäßige Ernten erzielt würden. Eine Tonne Kerne und eine Tonne Öl auf den Hektar wird eine volle Ernte sein, wenn man ein Rohgewicht der Früchte von etwa $7^1/_2$ t pro ha annimmt. Die Erfahrungen werden dahin gehen, daß man in trockenen Jahren auch bis auf eine halbe Tonne im Ertrage heruntergehen wird. Es liegen aber in Togo etwa 300000 ha Ölpalmenland. Nehmen wir an, daß davon nur 100 000 auf der tiefgründigen sekundären Roterde der Küste, also auf dem Boden, der sich in das französische Gebiet Dahomey hineinzieht und dort die Palmernten hervorbringt, liegen, und rechnen wir davon nur 30 000, die leidlich gut kultiviert sein sollen, mit einer Tonne Öl und einer Tonne Kerne pro ha, dann haben Sie schon 30 000 t. Jetzt brachte die Kolonie 1911 als Rekord, gutes und schlechtes Land durcheinander, 13 000 t Kerne, die bei der bekannten Verschwendung der Eingeborenen nur 3900 t Öl ergaben; und das sind für die heutige Eingeborenenkultur schon sehr beträchtliche Mengen und Werte. Ich habe darüber eingehende Beobachtungen gemacht, die demnächst im Druck erscheinen werden. Ich will mich deshalb hier darüber nicht weiter auslassen.

Herr Professor Dr. Warburg: Die Zahlen, die Herr Booth anführte, sind außerordentlich interessant; sie würden vor allen Dingen zeigen, wie außerordentlich viel wichtiger die Ölpalmenkultur in Togo sein könnte als jede Maiskultur. Gegenüber der Ausfuhr von

3 Millionen Mark Mais würden allein diese 100000 ha bei 800 M. für eine Tonne Öl und Kerne ungefähr 80 Millionen Mark Ölprodukte hervorbringen. Freilich müßte dann eine rationelle Kultur betrieben werden, wie es nur große europäische Gesellschaften zu tun vermögen. Ich frage nun Herrn Booth, ob die Regierung auch die hierfür nötigen großen Komplexe Landes an Gesellschaften abzugeben vermag, oder ist das Land so weit im Besitz der Eingeborenen, daß größere zusammenhängende Flächen nicht mehr übrig bleiben? Dies ist jedenfalls eine überaus wichtige Frage, wie ein Beispiel in Kamerun beweist. Es hat dort ein überaus mächtiger Konzern, der deutsche und holländische Margarinefabriken umfaßt, eine wirklich großartige Anlage zur Aufbereitung von Ölfrüchten hergestellt; aber es zeigte sich, daß es in dem menschenarmen Kamerun in der weiteren Umgebung der Fabrik nicht möglich war, einen großen Landkomplex zusammenzubekommen, und von den, ich glaube, 5000 ha, welche die Gesellschaft zu besitzen wünschte, hat sie nach Überwindung vieler Schwierigkeiten 800 ha bekommen, also lange nicht genug, um ihren Betrieb sicherstellen zu können. Wird es also möglich sein, selbst bei gutem Willen, ich meine bei größter Unterstützung der Regierung, in diesem Teile Togos größere Strecken Landes für diese doch für unsere Kolonie absolut wichtige Kultur zusammenzubringen?

Herr Direktor v. Beck: Ganz ähnlich, wie es bei der Ölpalme ist, ist es auch bei der Kokospalme. Gerade bei der Neu Guinea Compagnie liegen hierüber langjährige Erfahrungen vor. Die Erfahrungen sind die, daß die Palmen, wenn sie zu dicht gepflanzt sind, fast gar nichts ergeben, außerdem aber der Schädlingsplage vermehrt ausgesetzt sind; kurzum, die enge Pflanzweite ist verfehlt. Die Eingeborenen pflanzen meist alles eng, oder aber sie stellen die Palmen mitten in den Wald hinein, die dann wiederum von anderen Bäumen umringt sind. Das geht so weit, daß auch Schlinggewächse auf die Palmen hinaufklettern. Man ist also zunächst damit vorgegangen, daß man gründlich niedergeschlagen und ausgelichtet hat. Man hat entweder Palmen umgehauen, um den anderen mehr Licht, Luft und Leben zu geben, oder man hat den Urwald zurückgeschlagen und die Palmen vor allen Dingen von den Schlinggewächsen gereinigt. Eine solche Palme, die von Schlinggewächsen befreit war, hat im nächsten Jahre allerdings nur wenig getragen, im zweiten Jahr hat sie sich aber mächtig erholt, und in einigen Jahren stand sie da, als ob sie plantagengerecht gepflegt worden wäre. Was das ausmacht, kann ich Ihnen an einer Insel beweisen,

die vor etwa 7 Jahren in solche Kultur genommen worden ist. Die Insel hat ungefähr 1000 ha Kulturstrecken. Man ist an ihre Bearbeitung herangegangen, hat die Palmen herausgeschlagen und sie, soweit das bei den Reservaten für die Eingeborenen möglich war, in tragende Pflanzen umgewandelt. Von dieser Stelle sind früher 50 Tonnen Kopra, wenn es hoch kam, geliefert worden; das vergangene Jahr hat ohne Anrechnung der eigenen Plantagenpalmen über 500 Tonnen gebracht. Das ist das Resultat des systematischen Auslichtens. Die Palmen sind jetzt alle in guter Kultur. In dem früheren Zustande wurde die Insel auch viel mehr von der Dürre mitgenommen, so daß sie manchmal gar nichts lieferte. Wenn Sie die Statistik der Kopra-Ausfuhr von Guinea ansehen, werden Sie finden, daß die Ziffern früher ständig schwankten; sie finden 3000, 4000, 5000, dann wieder 3000 und 2000 t als Jahresexport angegeben. Seitdem aber die Verbesserungen angebracht und die Plantagen in Ertrag gekommen sind, finden Sie neuerdings alljährlich einen sprungweisen Aufschwung. In dem neuen Etat rechnet der Gouverneur bereits mit 15 000 t. Diese Zunahme im Verlaufe von 10 Jahren ist nur der regelrechten Bearbeitung zu verdanken. Das Ausschlagen der Bestände sollte auch bei der Ölpalme möglich sein, und es werden sich meiner Meinung nach sicherlich Gesellschaften finden, die, wenn sie das nötige Terrain bekommen, auf diese Weise vorgehen werden.

Herr Baron Herman - Schorn: Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich sehe natürlich auch als das einfachste und nützlichste die Ausbeutung der vorhandenen Palmenbestände an. Wenn wir in Deutschland ausgedehnte Forsten haben, denken wir nicht daran, sie niederzuschlagen und dafür reine Landwirtschaft zu treiben. Ähnlich ist es mit den Palmenbeständen. Ich würde es ferner sehr bedauern, wenn wir von der Regierung verlangen würden, wie es früher vielfach geschehen ist, daß den Gesellschaften auf Kosten des Negers ausgedehnte Landkonzessionen gegeben werden. Das wäre wieder das andere Extrem. Aber den deutschen Unternehmungen mit Hilfe der Regierung so viel Land zuzuweisen, daß sie einen rationellen und regelrechten Betrieb auch für Ölpalmen anbahnen und ausführen können, daß es sich lohnt, wirklich tüchtig ausgebildete landwirtschaftliche Leiter hinauszuschicken, daß es sich lohnt, die Ölpalmenwerke aufzubauen usw., das ist natürlich Grundbedingung; denn mit wenigen Hektaren läßt sich da nichts machen.

Das weitere wäre die Ausnutzung der sogenannten Baumsteppen. Wir haben Hunderte und Tausende von Quadratkilometern an den

beiden Bahnen, die keine Ölpalmen tragen, die aber meiner festen Überzeugung nach, wie sich das übrigens auch noch zeigen wird, einen vorzüglichen Boden für Baumwolle abgeben. Ich habe die Versuchsfelder in Nuatjä gesehen; man kann sich nichts Besseres wünschen. Hier ist der Beweis geliefert, daß diese Böden die Baumwolle tragen und gut tragen. So aber, wie bis jetzt der Baumwollbau gehandhabt wird, ist es mehr oder weniger eine Spielerei. Wenn man durch Togo geht oder reist, so sieht man da und dort eine kleine Fläche mit Baumwolle bestanden, die meist, soweit es sich hierbei um Eingeborene handelt, nicht größer ist als dieses Zimmer, vielfach nur halb so groß. Wie können wir auch auf derartig kleinen Flächen etwas Vernünftiges produzieren! Warum sollen wir in Togo nicht ebenso große Baumwollplantagen hervorbringen können, wie das in Amerika der Fall ist. In den Südstaaten Nord-Amerikas wird der Hektar Baumwolland jetzt wohl M. 800 bis M. 1000 kosten; hier bekommen wir ihn für M. 10. Der Tagelohn in den Baumwollstaaten Amerikas geht bis zu M. 10,—; hier beträgt er, glaube ich, 60 Pfg. oder noch nicht einmal so viel. In den Baumwollstaaten haben wir bis zur Küste einen Transportweg von häufig über 1000 km; hier handelt es sich um etwa 50 km. Es ist also nur die Fracht von Lome bis Deutschland mit der von New York oder New Orleans nach Deutschland in Vergleich zu stellen. Dieser Unterschied kann aber nicht so groß sein, daß die Rentabilität nicht ganz außerordentlich zugunsten Togos ausfällt. Aber wir müssen — und ich habe das mit den Herren in Nuatjä auch besprochen — einmal feststellen, wie sich ein europäischer Großbetrieb für Baumwolle mit richtiger Fruchtfolge, die wahrscheinlich notwendig werden wird, rechnerisch stellt. Meiner Ansicht nach brauchen wir nicht einmal diese Unterlage; wenn wir sie aber von der Versuchs-Station der Regierung bekommen, so ist es dankenswert und nützlich. Dann sollten wir aber nicht länger zögern, an der ganzen Bahn entlang Baumwollplantagen anzulegen, damit endlich Togo zu einem Baumwollbezugslande für Deutschland wird.

Herr John Booth: Ich möchte noch Herrn Prof. Warburg auf seine Fragen antworten. Ich habe die erste so verstanden: Ist es möglich, vorausgesetzt, daß der gute Wille der Behörden und Interessenten vorhanden ist, größere Ölpalm-Ländereien in Togo von den Eingeborenen käuflich zu erwerben? Ich möchte glauben, daß zwischen dem Dorfland im Bezirke Anecho Blocks von vielleicht einigen hundert Hektaren ausgeschnitten werden können. Es würde einer Fabrik ja auch nicht viel ausmachen, wenn das Wegenetz verbessert

wird — man legt doch Feldbahnen für größere Betriebe an —, ob sie ein größeres Gelände hätte oder mit 2, 3 auseinanderliegenden arbeitete. Das halte ich für möglich. Über die Neigung der Behörden einem solchen Fortschritt gegenüber ist jetzt gerade, wo ein Gouverneurwechsel stattfindet, wohl schwer eine Meinung zu äußern. Der Gouverneur in Togo schien der Ansicht zu sein, daß solche Entwicklung möglich sei. Land wird nicht billig sein. Es wird jedenfalls nötig sein, daß alle Elemente, die in Togo interessiert sind und Einfluß haben, die Behörden, die Missionen und die Kaufleute im Interesse der Entwicklung, auch der Eingeborenen, zusammenhalten. Wenn das aber der Fall ist, und der gute Wille besteht, solche Neuerung ins Leben zu rufen, dann wird auch, wie ich überzeugt bin, die Opposition der Eingeborenen, die sich zweifellos hier und da bemerkbar machen wird, zu überwinden sein. Bald werden dieselben aber ihren eigenen Vorteil einsehen.

Herr Vietor: Ich finde es ganz außerordentlich bedauerlich, daß Herr Booth nicht schon vor 10 Jahren in Togo gewesen ist, sondern uns erst jetzt auf die dort vorhandenen Schätze hinweist und auch darauf aufmerksam macht, daß sie rationell gehoben werden können. Ich möchte mich gegen etwas wenden, was Herr Baron Herman gesagt hat. Er hat unsere Kolonie herzlich schlecht gemacht und darauf hingewiesen, daß sie nur so viel produziere, wie ein paar Rittergüter hier in Deutschland. Indessen, Togo ist ja nicht mal ein Zehntel so groß wie Ostafrika, das trotz seiner hochentwickelten Plantagen im Jahre 1910 nur für 20 Millionen ausgeführt hat, Togo hingegen für M. 7 222 000. Wenn wir die Zahlen unter diesem Gesichtspunkt in Vergleich stellen, dann können wir mit den Fortschritten, die wir bis jetzt in Togo gemacht haben, ganz außerordentlich zufrieden sein. Hätten wir aber schon vor 10 Jahren gewußt, daß wir aus Togo noch so viel mehr hätten machen können, dann hätten wir heute schon wieder weiter sein können.

Herr John Booth: In Togo macht man ganz eigenartige Erfahrungen. Der Ölpalmdistrikt Anechos ist in einem Tagemarsch von der Küste zu erreichen. Am nächsten Tage ist man im Zentrum der Kulturen. Die meisten der Interessenten sind aber noch nie dagewesen. Auch ist die Regierung noch nie auf den Gedanken gekommen, der doch eigentlich nahe liegt, in der Nähe der Dörfer, die in jener bevorzugten Gegend liegen, kleine Ölpalmfelder anzulegen, und zwar nach pflanzerischer Methode und um Vergleiche des Ertrages zwischen ihnen und den Eingeborenenfeldern anzustellen. In bezug auf das Ölpalmenland ist noch nichts geschehen. Man hat

das Gefühl, daß in der Kolonie sehr viel geschrieben und berichtet wurde. Damit kommt die Praxis keinen Zoll vorwärts.

Herr Baron Herman-Schorn: Auf die Äußerung des Herrn Vietor muß ich erwidern, daß ich vorhin von der Mehrausfuhr sprach. Wir haben gegenüber den 5 Millionen Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte auch eine Einfuhr, die man doch eigentlich abziehen muß. Dann ist bei dieser Ausfuhr immer noch der Raubbau zu berücksichtigen. Wenn Raubbau getrieben wird, so nenne ich das nicht Produktion; es handelt sich da um alte Schätze, die wir herausnehmen, ohne der Kultur etwas Neues zu geben. Der Vergleich mit Ostafrika ist mir auch nicht maßgebend. Dort hat viele Jahre lang im Plantagenbau ein Dilettantismus geherrscht, der himmelschreiend war.

Herr Dr. Hillmann: Etwas ungünstiger als in den Südstaaten von Nordamerika liegen die Verhältnisse in Togo für große Baumwollpflanzungen leider doch. Der Unterschied besteht darin, daß die Amerikaner ohne große Schwierigkeiten Zugvieh verwenden und mit sehr guten Ackergeräten arbeiten können. In Togo liegen diese Verhältnisse viel schwieriger, weil Zugvieh dort nur in beschränktem Maße verwendet werden kann. Ich weiß, daß in Nuatjä Zugtiere gehalten worden sind, mit denen gepflügt wurde; aber es sind verheerende Krankheiten vorgekommen. Neuerdings aber haben wir die Aussicht, daß wir Bodenbearbeitungs-Geräte mit Motorantrieb herausbekommen werden, die nicht sehr schwer und nicht sehr teuer sind, und es wird dann wahrscheinlich auch für verhältnismäßig kleinere Betriebe möglich sein, sich Bodenbearbeitungsmaschinen zu beschaffen, um die Bodenbearbeitung vorzunehmen.

Ich darf Ihnen auch verraten, daß wir neulich mit einem Ingenieur über diese Frage bei der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft eine Besprechung gehabt haben, und daß mit der Verwendung und dem Ausbau der Apparate gleichzeitig hier in Deutschland und auch in den Kolonien, und zwar in Ostafrika, durch Versuche eingesetzt werden wird.

5. Voranschlag

Die Finanz-Kommission legt den Voranschlag 1912 vor, der von dem
Das Komitee erteilt dem Voranschlag in

Voranschlag

Einnahmen.

1. Beiträge von Handel und Industrie, von körperschaftlichen und persönlichen Mitgliedern . .		M.	146 000,—
2. Beihilfe des Reichsamts des Innern		«	30 000,—
3. Beihilfe der Wohlfahrtslotterie zu Zwecken der Deutschen Schutzgebiete		«	100 000,—
4. Kautschuk- und Guttapercha-Unternehmen, zurückgestellt pro 1912 und 1913 . . .	M. 17 000,—		
reduziert durch Nachrechnungen aus den Jahren 1906 bis 1911 um	« 3 500,—	«	13 500,—
5. Zinsen		«	10 000,—
6. „Der Tropenpflanzer“		«	22 000,—
7. Vorschuß des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees zur Balanzierung des Voranschlages		«	28 000,—
		M.	349 500,—

1912.

Referenten der Kommission, Herrn Direktor Ladewig, erläutert wird.
folgender Fassung seine Zustimmung:

1912.

	Ausgaben.
1. Baumwollunternehmungen	M. 210 500,—
2. Kautschuk- und Guttapercha-Unternehmen in Neuguinea	« 12 500,—
3. Beihilfe an die Kautschuk-Zentralstelle für die Kolonien	« 1 000,—
4. Förderung der Reiskulturversuche der Mission vom Heiligen Geiste in Neuguinea	« 5 000,—
5. Beschaffung von Dividivisaat	« 1 500,—
6. Fliegerstipendium	« 4 000,—
7. Bergbaustipendien	« 3 000,—
8. Kolonial-Wirtschaftliche Propaganda, Drucksachen, Porti, Frachten und Spesen	« 36 000,—
9. Geschäftsstelle, Gehälter an 1. Sekretär, 2. Sekretär, 1. Buchhalter, 2. Buchhalter, Expedient, Stenotypistinnen und Bureaudiener	« 28 000,—
10. Kolonial-Wirtschaftliches Archiv und Registratur, einschl. Gehälter an Archivar und Assistent .	« 4 000,—
11. Bureaumiete	« 8 000,—
12. „Der Tropenpflanzer“, Redaktionsgehalt, Mitarbeiterhonorare, Druckkosten, Inseratenprovisionen und Porti	« 36 000,—
	M. 349 500,—

6. Saatverteilung. Wissenschaftliche und technische Prüfung von Rohstoffen und Produkten.

Über verteiltes Saatgut und die vorgenommenen Untersuchungen geben die nachstehenden Tabellen I—III (S. 99—117) Aufschluß.

---

7. Aussichten für Viehzucht im Muansa-Bezirk, Deutsch-Ostafrika.

Herr Reg.-Rat Gunzert, Bezirksamtmann von Muansa, machte dem Komitee über die Aussichten einer Viehzucht im Großbetriebe durch Europäer im Bezirk Muansa ausführliche Mitteilungen, die wir hiermit Interessenten zur Kenntnis geben. Herr Reg.-Rat Gunzert schreibt unter dem 4. November 1911 wie folgt:

Auf meiner letzten Reise an der Ostküste des Sees kam mir zum Bewußtsein, was für ein großartiges Viehweidegebiet wir zwischen Speke- und Baumanngolf besitzen und mangels kapitalistischer Initiative dem Steppenwild überlassen! Beiderseits an die genannten Buchten grenzend, also gegen Wassermangel geschützt und dem Schiffsverkehr erschlossen, liegt hier ein etwa 40 000 ha großes, fast baumloses tsetsefreies Gebiet, welches durchweg von dichtem, 50 cm hohem Gras bestanden ist. Dies Gras wird von den Wasukuma, welche ja Kenner der Viehzucht sind, als ausgezeichnet nahrhaft bezeichnet, wozu gewiß der starke Kalkgehalt des Landes beiträgt. Das Land ist in sich abgeschlossen, nach außen leicht abzusperren, nur in einem dünnen Streifen entlang der Spekegolfküste bewohnt, doch könnte die notwendige Arbeiterschaft und gutes Viehhütepersonal aus dem nahen Usukuma bezogen werden. Das Land wird von einem Steppenfluß durchzogen, welcher jetzt nur in der Regenzeit Wasser führt, aber mit Hilfe einfacher Stauwerke wohl zu dauernder Ergiebigkeit gebracht werden kann; im übrigen müßten als Haupttränken die Seeufer selbst dienen. Dies Land wäre wohl imstande, eine Rinderherde von 40 000 bis 50 000 Stück zu ernähren, so daß der Besitzer wohl mit der Zeit dahin gelangen könnte, jährlich 10 000 Ochsen eigener Zucht zu schlachten. Dazu kommt, daß alle benachbarten Landschaften, vornehmlich Usukuma und der nördliche Schirati-Bezirk, aber auch Ukerewe, Uschaschi, Ussinsa usw. äußerst viehreich

sind und eine bedeutende Zahl guter Schlachtochsen hervorbringen. Usukuma allein besitzt nach der Schätzung des Regierungstierarztes Scheele 100 000 Stück Muttervieh und sendet alljährlich mehr als 10 000 Ochsen zur Küste, ungerechnet die Menge, welche im Inland selbst verzehrt wird. Die Preise, zu welchen derzeit noch Schlachtochsen und Muttervieh angekauft werden können, sind hervorragend günstig und werden, solange keine Eisenbahn hierherkommt, so bleiben. Man zahlt in den verschiedenen Teilen des Bezirkes für völlig ausgewachsene Schlachtochsen 18—30 Rp., für Mutterkühe 20—35 Rp., für weibliches Jungvieh 12—20 Rp., für männliches Jungvieh 6—12 Rp.

Bieten diese Tatsachen in ihrer Gesamtheit nicht günstige Aussichten für ein großes Viehzucht- und Fleischverarbeitungsunternehmen? Ich denke dabei an Fleischkonserven, Corned Beef, Fleischextrakt, Fleischsaucen, welche an Ort und Stelle fabriziert und verlötet, durch Schiff und Bahn exportiert, in Europa einen hervorragenden Markt fänden, zumal bei den heimischen, dauernd steigenden Fleischpreisen. Ich füge noch hinzu, daß die Häute der Usukumarinder die geschätztesten in der Kolonie sind und bei rationeller Aufbereitung im großen einen noch weit höheren Preis erzielen könnten, als dies jetzt der Fall ist; ferner daß bei solchen Massenschlachtungen, wie sie hier möglich sind, auch die jetzt unverwerteten Teile der Tiere, als da sind Knochen, Hörner, Hufe usw., lohnende Verarbeitung zu Leim u. dgl. finden könnten. Brennholz zum Fabrikbetrieb ist am See selbst noch auf lange Jahre genügend vorhanden. Zum Schluß füge ich noch hinzu, was ich oben zu sagen vergaß, daß in der näheren Umgebung des geschilderten Landes sich noch zwei ähnlich aussichtsvolle Großviehzuchtsgebiete befinden, welche bei weiterer Ausdehnung des Unternehmens herangezogen werden könnten: die sogenannte Ruvannasteppe östlich des Spekegolfs, welche eine Ausdehnung von wohl 100 000 ha hat und östlich von Schirati das Hochland von Uniamongo, welches, einige hundert Meter über dem Seespiegel gelegen, eine prächtige Hochweide bietet und durch den Marafluß, an dessen Schiffbarmachung die Verwaltung zur Zeit mit Aussicht auf Erfolg arbeitet, an den Seeverkehr unmittelbar angeschlossen werden wird.

Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie von diesen Mitteilungen Gebrauch machen und kapitalkräftige Kreise der Lebensmittel-Industrie für meinen Plan interessieren möchten. Ich darf wohl sagen, daß es sich hier nicht um die Phantasien eines erfindungsreichen Afrikaneulings, sondern um eine ernste und aussichtsreiche

Sache handelt, welche dem deutschen Großkapital, davon bin ich überzeugt, ein lohnendes Feld der Betätigung bieten würde.

Ausführlicher äußert sich Herr Reg.-Rat Gunzert zur Frage unter dem 26. November 1911 wie folgt:

Grundzüge zu einem Großviehzuchts- und Fleischverwertungs-Unternehmen im Muansabezirk.

I. Lage und Beschaffenheit des Landes: An der Ostseite des Viktoria-Nyansa zwischen Baumann- und Spekegolf liegt ein umfängliches Gelände, welches für den Großbetrieb von Viehzucht geeignet scheint. Es wird südlich durch die Küste des Spekegolfs von seinem Nordostende bis zur Landschaft Butimba, westlich durch eine Linie von Butimba nach Muranda am Baumanngolf und durch diesen selbst begrenzt; im Norden und Osten scheint es sich in mächtiger Ausdehnung bis zum Fuße der Chirolwe-, Usanaki- und Uschaschi-Berge zu erstrecken, doch können dort die Grenzen erst auf Grund einer genauen Gelände-Untersuchung und Aufnahme ermittelt werden. Der Flächeninhalt dieses Gebiets darf wohl auf 40 000 ha geschätzt werden. Das Land ist fast baumlos, durchweg hügelig und der Versumpfung nicht ausgesetzt. Der Boden besteht aus dunklem Ton mit gutem Phosphor-, Stickstoff- und Kaligehalt mit reichlicher Beimischung und Unterlage von Steppenkalk. Dem zuletzt genannten Stoffe ist wohl zu danken, daß der Graswuchs für afrikanische Verhältnisse selten stark, dicht und gleichmäßig ist. Im Oktober d. Js., also am Ende einer mehr als viermonatigen Trockenzeit, fand ich einen 40 cm hohen geschlossenen Bestand von feinem saftigen Grase, dessen Art von den Eingeborenen als hervorragend nahrhaft bezeichnet wurde; dank diesen günstigen Futterverhältnissen wird das Land imstande sein, im Durchschnitt ein Rind pro Hektar, im ganzen somit eine stattliche Herde von 40 000 Stück, zu ernähren. Der in Uschaschi entspringende, in den Baumanngolf mündende Fluß, welcher das Terrain von Ost nach West durchschneidet, führt nur während und nach der Regenzeit Wasser. Mit Hilfe einfacher Staudämme wird es indes leicht gelingen, ihn auch für die Trockenzeit ergiebig zu machen. Brunnen werden ebenfalls an manchen Stellen zu bohren sein; im übrigen können die beiderseits nahen Seeufer — wie hier allgemein üblich — als Tränken dienen und sie bieten die wertvolle Gewißheit, daß Wassermangel ausgeschlossen ist.

II. Viehbestand: Das Land liegt, obwohl selbst unbewohnt, mitten in einem der volkreichsten Bezirke des Schutzgebiets, einem Bezirke, welcher reichlich Nahrungsmittel (Getreide, Reis, Ölfrüchte, Kartoffeln, Maniok) und Futtermittel (Bananen, Reismehl, Erdnuß und Baumwollsaat-Ölkuchen) hervorbringt; vor allem aber in einem Bezirke, welcher durch eine ausgedehnte und erfolgreiche Rindviehzucht bekannt und ausgezeichnet ist, wobei die besten Eingeborenen-Viehzuchtsgebiete peripherisch um das hier beschriebene Land herumliegen. Wenig nördlich zwischen dem Marafluß und der englischen Grenze wohnt der viehreiche Nilotenstamm der Waggaia, unmittelbar südlich des Spekegolfs beginnt die große Landschaft Usukuma, deren Bestand an Mutterkühen allein auf 100 000 geschätzt wird, und auch die dazwischen wohnenden kleineren Stämme der Wasanaki, Waschaschi, Wakerewe und Wasinsa besitzen stattliche Rinderherden. Diese Landschaften und von ihnen in erster Linie Usukuma sind es, welche heute den Hauptteil des Schlachtviehbedarfs der Kolonie decken. Rund 20 000 Ochsen werden alljährlich von hier über Land nach den Gebieten der Usambara- und Zentralbahn getrieben; und daneben findet noch ein starker Export von Zuchttieren nach dem Ansiedlungsgebiet des Kilimanjaro statt; es ist der beste Beweis für die Produktionskraft des Bezirks, daß trotz des großen Versands an lebendem Vieh der Häuteexport der beiden letzten Jahre in Muansa sich noch auf je 550 000 kg belief. Die Bevölkerung verkauft gerne Vieh, wenn sie ihren Vorteil dabei sieht, ja sie ist durch die Begrenztheit des Weidelands sogar dazu genötigt, ihren Überschuß abzustoßen. Die Preise richten sich daher bei ungefähr gleichbleibendem Angebot lediglich nach der Nachfrage. Z. Zt. bezahlt man für einen Ochsen 15 — 25 Rupien, für eine Kuh 18 — 30, für männliches Jungvieh 6 — 15, für weibliches Jungvieh 12 — 20 Rupien. Diese Preise werden ohne Zweifel in einigen Jahren, sobald die jetzt im Bau befindlichen Eisenbahnen auch auf den Muansabezirk wirken werden, ganz erheblich emporschnellen. Dagegen würde ein Unternehmen, welches rasch ins Leben träte, die Sicherheit haben, daß es eine stattliche Zuchtviehherde wohlfeil erwerben, und noch eine Reihe von Jahren, bis der eigene Betrieb ausreicht, billige Schlachtochsen von den Eingeborenen hinzukaufen könnte.

III. Viehrasse und Krankheiten: Bei Muansa berühren sich die Verbreitungsgebiete der beiden hauptsächlichen afrikanischen Rinder-Rassen, des Zebu- und des Tussirinds. Während das letztere am besten in den Hochländern westlich des Viktoriasees, in Ruanda und Urundi, gedeiht, erlangt das Zeburind in den großen, hügeligen

Granitplateaus, wie sie an der Süd- und Ostseite des Sees herrschen, seine kräftigste Entwicklung. Es ist zwar nicht reich an Milch, aber kräftig, genügsam, abgehärtet und fleischig; auf dem Muansamarkt bilden Schlachtgewichte von 4 bis 4½ Zentnern die Regel; doch erreichen die aus dem weiteren Hinterland kommenden Ochsen 6 Zentner und mehr! Seit die guten Eigenschaften dieser Rasse hier oben, wo sie rein und nicht degeneriert auftritt, von Sachverständigen erkannt und dargestellt worden sind, ist das frühere Gerede über die Minderwertigkeit des afrikanischen Viehs verstummt. Für das geplante Unternehmen kommt gemäß seiner Lage in erster Linie das Zeburind in Betracht und es wird sich da als Zucht- und Schlachtrind gleich vorzüglich bewähren.

Seit vier Jahren ist der Muansabezirk von größeren Viehseuchen verschont geblieben. Das „ostafrikanische Küstenfieber" herrscht zwar in den feuchteren, seenahen Landschaften des Bezirks ebenso wie allerwärts im Schutzgebiet endemisch; es verursacht jedoch nur geringe Verluste und kann auf abgeschlossenen Weiden gänzlich unterdrückt werden. „Bösartiges Katarrhalfieber" trat vor zwei Jahren auf der Insel Ukerewe epidemisch auf, konnte indes durch Sperrmaßregeln auf seinem Ursprungsherd beschränkt werden. Falls — wie es bei einem größeren Viehzuchtunternehmen selbstverständlich und auch vorgeschrieben ist — das ganze Terrain durch Stacheldrahtzaun geschlossen wird, womit jeglicher Durchtrieb und wegen der Sperrung des Landwegs nach Ukerewe auch alle Viehbewegungen entlang den Grenzen unterbunden sind, werden die genannten Seuchen keine große Gefahr mehr sein. Tsetsefliegen gibt es auf dem für das Unternehmen ins Auge gefaßten Lande nicht; wohl aber kommt diese Trypanosomenwirtin an den verschiedenen Stellen der für den Zutrieb zu benutzenden Wege, namentlich in Usukuma und Uschaschi vor. Die darin liegende Gefahr läßt sich indes erheblich mindern, wenn die Transporte nachts ausgeführt und, wo es angängig ist, der Seeweg benutzt wird. Es ist deshalb empfehlenswert, von vornherein einen eisernen, besonders für Viehtransporte konstruierten Leichter und eine Pinasse zu beschaffen.

IV. Fleischverwertung: Gemäß dem zu I und II Ausgeführten nehme ich an, daß anfangs durch Kauf bei Eingeborenen, später aus dem Nachwuchs der eigenen Herde jährlich mindestens 10 000 Ochsen beschafft und geschlachtet werden können. Diese Menge wird wohl reichen, um eine gewinnbringende Fabrikation von Fleischkonserven zu ermöglichen. Ich denke dabei zunächst

an Massenbedarfsartikel wie Cornedbeef, Fleischextrakt, Fleischsaucen usw, für welche an der afrikanischen Küste, und mehr noch in der von der Fleischteuerung betroffenen Heimat lohnender Absatz sein muß. Unter den Nebenerzeugnissen besitzen die Häute den größten Wert; denn gerade die des Usukumaviehs sind wegen ihrer geringen Dicke im Handel besonders geschätzt und teuer bezahlt; und ihr Preis läßt sich durch sachgemäße Aufbereitung, wie sie im Großbetrieb am ehesten möglich ist, noch erheblich steigern. Auch Knochen, Hörner und Hufe, welche bisher weggeworfen wurden, werden, wenn sie an einem Orte in Massen gewonnen werden, zur Leim- und Ölfabrikation verwertbar sein. Die überschüssige Milch läßt sich zur Herstellung von Butter, Schmalz und Käse benutzen. Wenn die Fabriken, wie selbstverständlich, am Seeufer angelegt werden, so werden sie weder an Wasser noch Heizmaterial Mangel leiden, da gutes Brennholz von den benachbarten, waldreichen Küsten zur See billig genug herangeschafft werden kann. Ebenso auf dem Seewege möglichst mit eigenem Dampfer wäre die Produktion der Unternehmung nach Kisumu zum Anschluß an die englische Ugandabahn zu befördern, von welcher sie in Mombasa auf die dort verkehrenden deutschen, englischen und französischen Ozeandampfer übergeladen wird. Es sei noch erwähnt, daß Arbeiter sowohl zur Viehwartung als für den Fabrikbetrieb in hinreichender Anzahl und zu geringen Löhnen — monatlich 10 bis 15 Mark — aus dem benachbarten volkreichen Usukuma bezogen werden können.

V. Landkonzession: Ein Gelände von 40 000 ha kann die Lokalverwaltungsbehörde natürlich nicht allein vergeben; vielmehr ist dazu die Genehmigung des Kaiserlichen Gouverneurs einzuholen. Interessenten werden guttun, bevor sie draußen den formellen Antrag stellen, die Angelegenheit mit dem in Europa weilenden Gouverneur und den Vertretern des Reichs-Kolonialamts zu beraten. Die gesetzlich vorgeschriebene Form der Landvergebung ist die Pacht auf 25 Jahre mit der Abmachung, daß der Pächter, wenn er die ihm auferlegten Kulturverpflichtungen erfüllt hat, käufliche Überlassung verlangen kann. Die Verpflichtungen pflegen darin zu bestehen, daß der Pächter das ganze Terrain mit Stacheldraht einzufenzen und bestimmte Aufwendungen für Gebäude und Fabrikanlagen zu machen hat. Nach den hier üblichen Sätzen wird der Kaufpreis 3 bis 4 Rp. pro Hektar, im ganzen also 120 000 bis 160 000 Rp., der jährliche Pachtschilling den 25. Teil davon betragen. An sonstigen Belastungen kennt die Schutzgebietsgesetzgebung nur noch eine Wohngebäude-

steuer, welche auf 10 bis 30 Rp. für jedes Gebäude und eine Gewerbesteuer, welche auf 4 vH. des Reingewinns festgesetzt ist.

VI. Betriebsvergrößerung: Falls das in vorstehenden Ausführungen ins Auge gefaßte und empfohlene Land nicht ausreichen, und später infolge der Vermehrung der Nachzucht erwünscht sein sollte, den Betrieb zu vergrößern, bietet gerade der Muansabezirk hierfür günstige Aussichten: denn nahebei, östlich des Ostendes des Spekegolfs, zwischen den Flüssen Balageti, Grumeti und Ruwanna, dehnt sich eine wenigstens 500 qkm große, baumlose Grassteppe mit vortrefflicher Viehweide aus, welche nur im Punkte der Absperrungsmöglichkeit hinter dem ersten Lande zurücksteht; und außerdem kommt dafür das etwa 80 km entfernte Uniamongo-Plateau in Betracht, welches 400 m über dem Seespiegel liegt, etwa 20 000 ha prachtvolle Hochweide besitzt und mittels des an seinem Fuße vorüberziehenden Maraflusses, welchen die Regierung zur Zeit schiffbar macht, dem Seeverkehr angeschlossen wird.

VII. Kapital: Da ich nicht weiß, wie teuer die Konservenfabrik nebst Zubehör kommen würde, so kann ich den Kapitalbedarf des Unternehmens nicht mit Sicherheit schätzen. Es wird aber doch nicht wertlos sein, wenn ich die Anlagekosten nachstehend aufführe, welche von hier besser als von Hause eingeschätzt werden können. Es werden erfordern

1. Landankauf 40 000 ha à M. 5	M. 200 000
2. Beschaffung einer Zuchtviehherde von 10 000 Stück à M. 35	« 350 000
3. Beamtenwohnungen nebst Einrichtung .	« 100 000
4. Fenzanlage 60 km mit Eisenstützen . .	« 20 000
5. Ställe, Wasseranlagen	« 30 000
6. Transportleichter und Dampfpinasse . .	« 50 000
7. Fabrik- und Kühlanlagen	?

Dazu kommen noch an Betriebsausgaben im ersten Geschäftsjahr:

1. Ankauf von 10 000 Ochsen à 20 Rp. . .	M. 275 000
2. Pacht und Steuern	« 10 000
3. Gehälter in Afrika (Direktor, Buchhalter, Ingenieur, Tierarzt, 2 Viehwärter, 2 Maschinisten, 3 Viehaufkäufer, verschiedene Schlächter und Konservenmacher) . . .	« 100 000
4. Direktion in Deutschland	« 25 000
5. Farbiges Personal	« 50 000
6. Feuerholz à cbm M. 1.	« 1 000

7. Betriebsmittel der Konservenfabrik . . . ?
8. Fracht und Spesen für den Versand der Erzeugnisse nach Europa[1]) . . . . . ?

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, daß, um das Unternehmen zu verwirklichen, ein Kapital von rund 2 Millionen Mark aufgebracht werden muß.

VIII. Aussichten: Mangels schlüssiger Unterlagen muß ich es unterlassen, eine Rentabilitätsberechnung aufzustellen. Wenn ich aber erwäge, daß hier ein vorzügliches Weideland von gewaltiger Ausdehnung und noch größerer Ausdehnungsfähigkeit für billiges Geld zu haben ist; daß dies Land gegen Wassermangel absolut und gegen Viehseuchen relativ geschützt ist; daß es, obwohl es selbst unbewohnt, inmitten eines dichtbesiedelten, reichlich Feldfrüchte und Futtermittel, vor allem aber viel und gutes Rindvieh hervorbringenden Bezirkes gelegen ist; daß aus der Umgegend ohne riskanten Ortswechsel und zu sehr niedrigen Preisen hinreichende Mengen von Zucht- und Schlachtvieh erworben werden können; daß für den Fabrikbetrieb Feurungsmaterial und menschliche Arbeitskraft wohlfeil zur Verfügung steht; daß der Betriebsort durch seine Seelage und die leistungsfähige Ugandabahn an den Weltverkehr angeschlossen ist; daß die zu erzeugenden Fleischwaren infolge der anscheinend dauernden Produktionsknappheit der Alten Welt auf einen immer günstiger werdenden Markt zu rechnen haben; wenn ich mir dies alles vorhalte, so glaube ich, daß die Aussichten für ein derartiges Unternehmen nicht schlecht sein können. Da jedoch ein Hauptpunkt der Rechnung, die niedrigen Viehpreise, voraussichtlich in wenigen Jahren sich verschieben, so tut rascher Entschluß not!

---

[1]) Die Frachtrate für Provisionen auf der Ugandabahn ist zur Zeit außerordentlich hoch; sie beträgt von Muansa nach Kilindini per 1000 kg M. 303,50. Von der einsichtigen Betriebsleitung ist zu erwarten, daß sie, wenn größere Mengen angeboten werden, die Rate erheblich herabsetzt.

8. Reisanbauversuche in Neuguinea.

Das Kaiserliche Bezirksamt Friedrich-Wilhelmshafen berichtet unter dem 24. November 1911 über den Stand und die Weiterentwicklung des Reisbaues der Mission vom Heiligen Geist folgendes: Die Missionsstation St. Michael ist durch einen Schienenstrang von mehreren Kilometern Länge mit der neu angelegten Reisstation St. Isidor verbunden. Für den gesamten Betrieb der Reisstation sind 1400 ha in Aussicht genommen. Hiervon sollen 600 ha demnächst unter Wasser gesetzt werden; zur Zeit sind 30 ha bearbeitet. Das bearbeitete Gelände umfaßt bereits 25 ha reine Reisfelder, weitere 600 ha wird die Stauwerkanlage in Anspruch nehmen. Die Kosten werden auf M. 50 000 bis 80 000 veranschlagt, in einem Jahre soll es fertig sein. Das Stauwerk hat für jeden Hektar in jeder Sekunde $1^1/_2$ Liter Wasser zu liefern. Außerdem sollen auf elektrischem Wege durch das Stauwerk 400 bis 500 Pferdekräfte gewonnen werden. Mit dieser Einrichtung wird die Mission in der Lage sein, elektrisch zu pflügen, zu säen und zu mähen, ferner den Reis zu dreschen, zu schälen und zu reinigen. Außerdem soll die elektrische Kraft der Raumüberwindung, Beleuchtungsanlage, dem Sägewerkbetrieb in St. Michael und einer Pumpstation für den Dampfer dienstbar gemacht werden.

Die Versuche der Mission erstrecken sich auf schwarzgrannigen Paddy Rogol, den gelbgrannigen Radja wessi, den frühreifen $3^1/_2$ bis 4 Monate-Tjereh und grannlosen gelben Kuning Saru. Als sicher wird erwartet, daß der Hektar $2^1/_2$ t, wahrscheinlich aber 3 t liefert im Werte von je M. 200. Die Herstellungskosten des 1 ha großen Feldes belaufen sich nach den mir gewordenen Angaben im ersten Jahre auf M. 1000. Für die Unterhaltungskosten der späteren Jahre werden M. 120 bis 150 gerechnet. Zur Zeit beschäftigt die Mission in der Reiskultur 12 Malaien und 160 Arbeiter. Die Zahl der Arbeiter soll in der Anfangszeit bis zu 400 Mann vermehrt werden. Für den späteren regelmäßigen Betrieb gelten 250 Mann als erforderlich.

Die Mission wird demnächst mit der Aufstellung der notwendigen Maschinen (Dreschkasten, Chinesenmühle, Pounder, Schälmaschinen und Polierer) beginnen. Die Mission arbeitet zur Zeit unter dem sachverständigen Beirat des Herrn Penn, eines erfahrenen holländischen Pflanzers, der demnächst selbst 90 ha unter Reiskultur

zu nehmen beabsichtigt. Die Aussichten des Unternehmens scheinen sehr gute zu sein. Namentlich werden an die Fruchtbarkeit des Bodens Hoffnungen geknüpft.

Am 16. März d. J. teilt der Kaiserliche Gouverneur von Neu-Guinea Dr. Hahl mit Bezug auf obigen Bericht dem Komitee folgendes mit:

Inzwischen habe ich gemeinsam mit Herrn Dr. Buecher, dem landwirtschaftlichen Sachverständigen für Kamerun, die Reisfelder der Mission vom Heiligen Geist besucht. Ich kann den günstigen Befund des früheren Berichtes nur bestätigen. Die Felder umfassen eine Fläche von 27 ha. Die Anlage ist völlig sachgemäß durchgeführt. St. Isidor und St. Michael (Alexishafen) sind durch eine Feldbahn verbunden. Die erste Ernte lag in den Scheunen, die Aufbereitung hatte sich verzögert, weil die benötigten Maschinen nicht rechtzeitig eingetroffen waren. Diese waren zur Zeit in St. Michael, dem Hafenorte für die Reisfelder. Zur Zeit meiner Anwesenheit fand eben ihre Neubestockung statt, die bereits zur Hälfte ausgeführt war. Die Anlage besitzt einen bleibenden Wert und muß als durchgeführt erachtet werden. Neben dem Anbau von Reis widmet sich die Mission in St. Michael auch dem von Kaffee. Mehrere 1000 Pflanzen von Coffea robusta standen zur Ausbringung in den Saatbeeten bereit.

Das Komitee bitte ich, dem im Dezember 1910 gefaßten Beschlusse entsprechend, die zur Unterstützung der Mission bewilligte Summe von M. 5000 nunmehr zur Auszahlung bringen zu wollen. Der Apostolische Präfekt Herr Eb. Limbrock stimmt meinem Antrage zu.

Das Komitee erhebt den Antrag des Kaiserlichen Gouverneurs Dr. Hahl zum Beschluß.

Das Kolonial-Wirtschaftliche Archiv (Unter den Linden 43) enthält jetzt Auskunftsmaterial über 533 koloniale Unternehmungen und erfreute sich auch in der Berichtsperiode wieder eines regen Besuches.

Die Schulsammlung kolonialer Produkte des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees ist im letzten Halbjahre in 39 Exemplaren vertrieben worden. Dem Männer-Turnverein von 1858 (E.V.) in Itzehoe und dem Städtischen Schulmuseum zu Berlin wurden vom Komitee Produktensammlungen für Ausstellungszwecke zur Verfügung gestellt.

Eine Denkschrift „Die Arbeit des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees 1896 bis 1911“, die über Zweck und Ziele und über die Ergebnisse der bisherigen Tätigkeit des Komitees Aufschluß gibt, ist vor kurzem vom Komitee herausgegeben worden und steht Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Supf,
Vorsitzender.

Dr. Matthiesen,
Schriftführer.

Zu 6. Verteilung von Saatgut.
Wissenschaftliche und technische Prüfung von Rohstoffen und Produkten.

a. Verteilung von Saatgut.

Tabelle I.

Herkunft:	Produkt:	Abgegeben an:
J. Planta & Co. Alexandrien.	Assil-Baumwollsaat.	Vertretung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Daressalam, zur Verteilung an die Gouvernements-Baumwollstationen und an diverse Pflanzer für Versuchszwecke.
Joseph Klar, Berlin.	Dattelpalmenkerne.	Herrnhuter Mission Sikonje bei Tabora.
Kaiserl. Konsulat Maracaibo (Venezuela).	Kapoksaat.	Westdeutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft, Düsseldorf.
G. F. J. Bley, Selokaton-Soekoredjo. (Kendal, Semarang) Java.	Kapoksaat.	Vertretung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Daressalam, zur Verteilung an Interessenten.
East Java Rubber Company Ltd., Sengon-Estate, Java.	Kautschuksaat „Ceara“.	Vertretung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Daressalam, zur Verteilung an Interessenten.
Dr. W. F. Bruck, Gießen.	Manilahanfsamen „Magindanao“ von der Insel Mindanao.	Botanische Zentralstelle für die Kolonien am Königlichen Botanischen Garten und Museum, Dahlem.

Tabelle II. **b. Wissenschaftliche Prüfung.**

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Bohnen, Madagaskar-, aus dem Rufiyi-Gebiet, Deutsch-Ostafrika.	Pharmazeutisches Institut der Universität Berlin, Steglitz-Dahlem.	Die erhaltenen sogenannten Madagaskarbohnen erwiesen sich als Samen der Canavalia ensiformis, die nach Dragendorff in Südasien, Ostindien, Venezuela heimisch ist, Hülsen und Samen sollen als Gemüse, letztere auch bei Frauenkrankheiten und zur Darstellung von Stärkemehl gebraucht werden. Die Blätter dienen als Gichtmittel. Die chemische Untersuchung ergab 11,50 vH. Wasser (bei 100° flüchtig) 3,28 „ Asche (Mineralstoffe) 3,49 „ Fett (Ätherextrakt). Der geringe Fettgehalt schließt eine Fettgewinnung zum Zwecke der Margarinefabrikation aus. Die Bohne wird in ihrer Heimat als Futtermittel gebraucht, soll jedoch nur jung verwendbar sein, da bei älteren Bohnen Vergiftungserscheinungen beobachtet worden sind. (4. 3. 1912.)
Erzproben aus Hereroland, Deutsch-Südwest-Afrika.	Prof. Dr. Gruner, Berlin.	Das Erz besitzt ein spez. Gewicht von 5,031, eine Härte zwischen 6 und 7 (6,5). Krystallsystem: regulär, d. h. auf Spaltflächen treten Oktaiderflächen hervor. Dahingegen besitzt Magnetit: 4,9—5,2 spz. Gew. Wolframit: 7,14—7,54 spz. Gew. „ 5,5—6,5 Härte „ 5,0 —5,5 Härte „ reguläres Krystallsystem. „ monokl. Krystallsystem. Gesamtanalyse des Erzes: (Im Magnetit sind:) $Si\,O_2$ . . . . 1,740 vH. $Al_2\,O_3$ . . . . 0,320 „ Fe gefunden d. Fällung m. Amoniak 69,440 „ 72,41 v.H. Fe. und Fe „ „ Titrieren mit $K\,Mn\,O_4$ 69,440 „ 27,59 „ O Hygroskopisches Wasser . . . . 0,140 „ 100,00 Wolfram, Titan, Mangan, Chrom ließen sich nicht nachweisen; das Erz besteht danach aus einem Magnetit, das aber nur Wert besitzt, wenn es in großen Mengen vorkommt. (19. 1. 1912.)

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Kautschuk, Manihot- aus Deutsch-Ost-afrika.	Kautschuk-Zentral-stelle für die Kolonien, Berlin.	Die Probe ging hier in Form brauner, zum Teil klebriger und bereits in hohem Maße zersetzter Massen ein. Der Kautschuk läßt sich in normaler Weise waschen. Das Waschwasser reagiert hierbei alkalisch und schäumt mäßig. Der Gesamtwaschverlust wurde zu 16 vH. gefunden. Das gewaschene und trockene Fell ist von geringer Nervigkeit und löst sich mit schmutzig graubrauner Farbe leicht in Kautschuklösungsmitteln. Die Lösung scheint nur von geringer Haltbarkeit zu sein und zeigt nach kurzem Stehen starke Ausscheidungen. Die Viskosität der Lösung wurde zu nur $6^2/_5$ Sekunden gefunden, d. h. aus dem Viskosimeter Frank-Marckwald, Modell II, laufen 100 ccm einer dreiprozentigen Lösung des Kautschuks in Xylol in $6^2/_5$ Sekunden aus. In dem gewaschenen und lufttrockenen Fell wurde der Harzgehalt zu 4,9 vH., der Aschengehalt zu 4,7 vH. und der Eiweißgehalt zu 2,93 vH. gefunden. Die Asche besteht in der Hauptsache neben etwas Gangart Tonerde und Eisenoxyd aus Phosphaten und Sulfaten des Calciums und Magnesiums. Das gewaschene Fell wurde in üblicher Weise mit 10 vH. Schwefel zur Normalmischung gemischt und als 5 mm starke gezogene Platte in der Form vulkanisiert. Die Vulkanisation wurde derartig geführt, daß 1 Stunde bei 4 Atm. geheizt wurde. Die erhaltene Platte ist noch befriedigend ausvulkanisiert und hat bei der Vulkanisation 2,16 vH. Schwefel gebunden. Im Schopperapparat geprüft, gibt der Normalring von 20 qmm Durchschnitt folgende Werte: Bei der Belastung bis zum Bruch wird eine Dehnung um 870 vH. erreicht und zur Erreichung dieser Dehnung ist eine Zuglast von 22,2 kg erforderlich. Bemerkt sei noch, daß der Harzgehalt sich im vulkanisierten Produkt um etwa 0,6 vH. erhöht hatte. Nach dem Ergebnis der vorstehenden Daten läßt sich sagen, daß den mit diesem Produkt hergestellten Kautschukwaren nicht die Aussicht auf gute Haltbarkeit zu stellen ist. Hierauf läßt ganz besonders auch die außerordentlich geringe Viskosität des Kautschuks schließen. Ein endgültiges Urteil, ob es sich empfiehlt, in den betreffenden Lagen größere Kautschukpflanzungen anzulegen, und ob Aussicht vorhanden ist, daß in diesen in Zukunft bessere Produkte erzielbar sein werden, läßt sich nur fällen, wenn bekannt ist, wie alt die Bäume sind, von denen der Kautschuk gewonnen wurde, und in welcher Weise die Koagulation der Kautschukmilch erfolgte. Die günstige Zusammensetzung der Asche und der relativ geringe Harzgehalt läßt eine Aussicht auf erhebliche Verbesserung des Materials zu, wenn, wie es wohl möglich ist, bei der Koagulation Fehler gemacht wurden und wenn, wie es allerdings den Anschein hat, der Kautschuk von sehr jungen Bäumen gewonnen wurde. Es wäre erwünscht, über vorgenannte zwei Punkte weitere Auskunft zu erhalten. (23. 4. 1912.)

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Kautschuk aus Morobé, Deutsch-Neuguinea.	Kautschuk-Zentralstelle für die Kolonien.	Die Probe ging hier ein in kleinen flachen Flakes, die in mäßigem Grade durch Schmutz und Holzteile verunreinigt waren. Sie hat einen etwas dumpfigen Geruch und eine rotbraune, im Schnitt hellere und mehr rötliche Färbung. Der Waschverlust der Probe, die sich beim Waschen auf der Waschwalze normal verhielt, wurde zu 18 vH. festgestellt. Das Waschwasser schäumt beim Waschen wenig und reagiert schwach alkalisch. Das gewaschene und lufttrockene Fell hat einen befriedigenden Nerv. Es löst sich leicht und vollständig zu einer leicht getrübten, schmutzig braunroten Lösung in Xylol. Die Viskosität der Lösung beträgt im Viskosimeter mit 7 mm Ausflußöffnung 31, in demjenigen mit 6 mm Ausflußöffnung 91 $^{2}/_{5}$ Sekunden, d. h., von einer dreiprozentigen Lösung des Kautschuks in Xylol fließen aus dem Viskosimeter Modell I und II 100 ccm in den genannten Zeitabschnitten aus. Die Viskosität ist also eine recht befriedigende. Der Harzgehalt der Probe wurde zu 12,7 vH. gefunden. Das Harz ist hart und noch etwas klebend. Der Aschengehalt beträgt 0,67 vH. Die Asche besteht in der Hauptsache aus Tonerde und Eisenoxyd, daneben wurden geringe Mengen von Phosphaten und Sulfaten des Calciums und Magnesiums aufgefunden. Der Eiweißgehalt der Probe beträgt 0,26 vH. Der in üblicher Weise mit Schwefel zur Normalmischung gemischte und als 5 mm starke Platte 2 Stunden in der Form vulkanisierte Kautschuk zeigt bei der Prüfung im Schopper-Apparat eine gute Festigkeit. Der normale Ring von 20 qmm Durchschnitt riß bei einer Belastung mit 30,1 kg und bei einer Dehnung um 920 vH. Die Vulkanisation der Platte kann ebenfalls als eine befriedigende bezeichnet werden. Es waren in derselben 2,14 vH. Schwefel gebunden. Die Menge der harzartigen Substanzen hat sich bei der Vulkanisation um rund 1 vH. verringert, was ebenfalls als eine günstige Erscheinung angesehen werden muß. Aus vorstehenden Daten ergibt sich, daß in dem Kautschuk ein gutes marktfähiges Produkt vorliegt. Wir schätzen den Wert desselben unverbindlich bei einem Vergleichs-Parapreis von M. 10,— per kg auf etwa M. 7,80 bis M. 8,— per kg. (27. 1. 1912.)
Kautschuk aus Kaiser-Wilhelmsland, Deutsch-Neuguinea.	Kautschuk-Zentralstelle für die Kolonien, Berlin.	Die Probe ging ein in Gestalt eines anscheinend lose zusammengepreßten Stückes, das augenscheinlich aus einem größeren Ball herausgeschnitten war und das in der Beschaffenheit durch in demselben vorhandene Höhlungen eigenartig sich von den meisten anderen Kautschukproben unterscheidet. Die Probe zeigt in ihrem Äußern eine rötlich braune Färbung, die auch in den Schnittflächen nur unwesentlich heller ist. Der

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Kautschuk aus Kaiser-Wilhelmsland, Deutsch-Neuguinea.		Geruch der Probe ist ein eigentümlich erdiger. Über die Gewinnung derselben sind nähere Mitteilungen nicht gemacht worden. Die Probe, die schon äußerlich stark alkalisch reagiert, läßt sich in normaler Weise waschen. Das Waschwasser reagiert gleichfalls alkalisch und schäumt stark. Der Waschverlust wurde im Durchschnitt zu 19 vH. gefunden. Das gewaschene und lufttrockene Fell ist von mittlerer Nervigkeit und zeigt folgende Zusammensetzung: Wasser . . . . 0,4 vH. Harz . . . . 8,3 « Eiweißsubstanzen . . . . 3,9 « Mineralbestandteile (Asche) . . . . . . 1,1 « Kautschuk-Substanz (aus der Differenz) . . 86,3 « 100,0 vH. Das Harz ist mäßig hart und klebend. Die Menge der Mineralbestandteile ist eine normale. Sie bestehen hauptsächlich aus Phosphaten, Sulfaten und Carbonaten des Magnesiums; daneben wurden geringe Mengen Tonerde nachgewiesen. Die Viskosität einer dreiprozentigen Lösung des Kautschuks in Xylol wurde zu 14²/₅ resp. 41¹/₅ Sekunden gefunden, d. h. aus dem Normalviskosimeter Modell I und II laufen bei 20⁰ C. von einer dreiprozentigen Lösung des gewaschenen und trockenen Kautschuks 100 ccm in 14²/₅ resp. 41¹/₅ Sekunden aus. Eine durch Mischen mit 10 vH. Schwefel hergestellte und eine Stunde auf 4 Atm. vulkanisierte 5 mm starke Platte war noch nicht vollkommen ausvulkanisiert. Die Prüfung derselben im Schopper-Dalèn-Apparat ergab daher für die Platte eine große Elastizität, jedoch nur eine ziemlich geringe Nervigkeit. Bei längerer Vulkanisation wird der Nerv des Kautschuks entsprechend steigen. Die Untersuchung der wie vorstehend genannten vulkanisierten Platte ergab in der Platte die Menge des Acetonlöslichen zu 17,3 vH. Hiervon wurden 10,1 vH. als Harz, 7,2 vH. als Schwefel nachgewiesen. Bei einem Gesamt-Schwefelgehalt von 8,4 vH. sind also an Kautschuk 1,2 vH. Schwefel gebunden, Daten, die die Tatsache, daß die Platte nicht vollkommen ausvulkanisiert ist, bestätigen. Bei der Prüfung im Schopper-Dalèn-Apparat rissen die aus der Platte ausgestanzten Ringe bei einer Dehnung um 1000 vH. und einer Belastung von 13,8 kg nach 10 Min. Belastungszeit nicht. Wir schätzen den Wert des Kautschuks unverbindlich bei Zugrundelegung eines Vergleichs-Parapreises von M. 10,— per kg auf M. 6,80 bis M. 7,— per kg. (1. 12. 1911.)
Kautschuk, gewaschener Kickxia-, aus K[illegible]erun.	Kautschuk-Zentralstelle für die Kolonien, Berlin.	Die Proben sind typische Wildkautschuke oder doch von den Eingeborenen nach der Art der Wildkautschuke gewonnene Produkte, die einen guten Eindruck machen, und die auch bei der Verarbeitung

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Kautschuk, gewaschener Kickxia-, aus Süd-Kamerun.		durchaus den guten Kongosorten gleichartige Kautschukwaren geben müssen. Die ausgeführten Waschversuche sind nach diesseitiger Auffassung insofern günstige, weil dabei ein Waschsystem verwendet wurde, welches gerade für den Zwischenwaschbetrieb als ein durchaus vorzügliches und als das harmloseste von den bekannten angesehen werden darf. Es ist nun gleichfalls ein günstiger Gedanke, die Wäsche hier im Lande vorzunehmen und nicht draußen, weil hier die Kontrolle über die richtig durchgeführte Wascharbeit eine weit zuverlässigere, ja eine einwandfrei zuverlässige sein kann, während dies draußen doch mit recht nennenswerten Schwierigkeiten verknüpft ist. Auch schaltet man, wenn man hier wäscht, einen eventuellen Nachteil aus, nämlich den, daß die verarbeiteten Produkte nach der Wäsche und Trocknung, also nach starker Durchlüftung, noch den langen Transport und die lange Lagerung vor der Verarbeitung zu Kautschukwaren durchmachen müssen. Es scheint doch, als ob neben den Fehlern, welche in recht reichlicher Menge draußen beim Waschen gemacht werden, gerade das soeben dargestellte Moment in seiner schädlichen Wirkung ganz bedeutend unterschätzt wird. Wir halten es daher für nötig, an dieser Stelle auch auf den Fehler dieser Unterschätzung noch besonders hinzuweisen. Zu den beiden Proben möchten wir noch folgendes sagen: Die Probe, welche das Produkt darstellt, wie es aus dem Werner & Pfleidererschen Apparat herauskommt, ist nach diesseitiger Auffassung die bessere Form zum Versand und zur Aufbewahrung, wie diejenige, welche der Probe 2 entspricht. Wenn man den Knetstücken der Probe 1 noch ein besseres Aussehen geben wollte, so würde nichts weiter erforderlich sein nach diesseitiger Auffassung, wie ein kurzes, nicht zu starkes Blocken der frisch aus der Maschine kommenden Knetstücke. Daß dieses Produkt in der übergebenen Form noch einen gewissen Waschverlust enthält, ergibt sich daraus, daß eben das Material nicht getrocknet wurde, und wir halten das gleichfalls für einen Vorzug der Platte gegenüber, da das Wasser zweifellos bei der Lagerung der Rohkautschuke ein Schutzmittel darstellt. Es hat sich dann auch interessanter Weise gezeigt, daß die vulkanisierte Platte aus der ersten Probe trotz einer gleichartigen Vulkanisation fester und nerviger war, wie die aus der Probe 2 hergestellte Ware, welche uns als ausgezogenes Fell übergeben war. Im einzelnen ist folgendes auszuführen: Probe 1. Die Probe hat den typischen Geruch des Kongo-Wildkautschuks. Sie besteht aus rotbraunen und hellen, fast weißen untereinander verklebten Krümeln. Die Verklebung ist eine außerordentlich innige und die Form ist durch die Art der Waschmaschine bedingt. Beim

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Kautschuk, gewaschener Kickxia-, aus Süd-Kamerun.		Waschen auf der Fabrikwaschmaschine läßt sich das Produkt normal behandeln. Der Gesamtverlust, welcher beim Waschen und Trocknen noch entsteht, beträgt 16 vH. und besteht in der Hauptsache aus Wasser. Das nach dem Trocknen erhaltene gewaschene Fell ist dunkelgraubraun, einheitlich und hat einen typischen lederartigen, etwas koneinartigen Geruch. Die gewaschene und getrocknete Probe läßt sich mit schmutzig graubrauner Farbe leicht und vollständig in den Kautschuklösungsmitteln lösen und gibt eine sehr gleichmäßige Lösung, welche normale Viskosität zeigt. Wir fanden, um das hier vorauszuschicken, eine Viskosität von 91 im Apparat mit 6 mm Ausflußöffnung. Nach bisherigem Gebrauch bezeichnen wir mit Viskosität diejenige Anzahl von Sekunden, in welcher aus dem genannten Normalapparat Frank-Marckwald, Modell II, 100 ccm einer dreiprozentigen Lösung des Kautschuks in Xylol ausfließen. Weiter wurde im einzelnen im getrockneten und gewaschenen Produkt gefunden:
		Der Harzgehalt beträgt 12,4 vH., die Asche 0,73 vH., der Stickstoffgehalt 0,604 vH. Nach dem Normal umgerechnet, würde dieser Stickstoffgehalt 3,77 v. H. Eisweißsubstanzen entsprechen. Der demnach aus der Differenz verbleibende Gehalt an Kautschuksubstanz würde 83,1 v. H. betragen. Die Asche setzt sich zusammen in der Hauptsache aus Eisenoxyd, Tonerde und Kalk. Daneben wurden Spuren von Magnesia und Kieselsäure gefunden. Kalk und Magnesia sind in der Hauptsache als Sulfate vorhanden. Nur geringe Mengen wurden als Phosphate und Carbonate aufgefunden. Das fertige Fell wurde dann in üblicher Weise mit Schwefel zur Normalmischung gemischt und als 5 mm starke gezogene Platte in der Form vulkanisiert. Die Vulkanisation wurde derartig geführt, daß zwei Stunden hindurch auf 4 Atm. geheizt wurde. Die erhaltene Platte ist allteilig außerordentlich gut ausvulkanisiert. Sie hat 4,1 vH. Schwefel bei dem Vulkanisationsprozeß gebunden. Im Schopper-Apparat geprüft, gibt der Normalring von 20 qmm Durchschnitt folgende Werte: Bei der Belastung bis zum Bruch wurde eine Dehnung um 808 vH. erreicht und zur Erreichung dieser Dehnung war eine Zuglast von 43,5 kg erforderlich. Es ist dies ein Wert, der den Kautschuk als ein durchaus erstklassiges Produkt kennzeichnet. Bemerkt muß noch werden, daß bei der Vulkanisation sich der Harzgehalt bezüglich der acetonlöslichen Anteile nicht geändert hat.
		Probe 2. Die Probe ist ein Fell, welches noch den typischen Geruch des Rohkautschuks aufweist. Die Farbe des Felles ist nennenswert dunkler als diejenige des hier dargestellten Felles der Probe 1. Das Produkt ist ver-

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Kautschuk, gewaschener Kickxia-, aus Süd-Kamerun.		arbeitbar trocken. In Kautschuklösungsmitteln löst es sich ebenso wie die Probe 1 gleichmäßig und ohne Rückstand auf. Die Lösung hat den gleichen Farbenton wie diejenige von Probe 1, jedoch um erhebliche Nuancen dunkler. Die Lösung weist eine geringere Viskosität auf als die der Probe 1, was wohl darauf deutet, daß beim Ausziehen zum Fell oder beim Trocknen ein Versehen vorgekommen ist. Die Viskosität einer dreiprozentigen Lösung dieses Kautschuks in Xylol (vergleiche nähere Angaben oben) beträgt $66^1/_5$ Sekunden. Im einzelnen fanden wir bei der Untersuchung des Felles folgendes: Der Harzgehalt beträgt 10,8 vH., die Asche noch 2,9 vH.! Der Stickstoffgehalt wurde zu 0,576 vH. gefunden, und entsprechen ihm nach der Normalberechnung 3,6 vH. Eiweiß. Der Kautschukgehalt beträgt demnach 82,7 vH. Die Asche ist in der gleichen Weise zusammengesetzt wie oben bei Probe 1, nur eben daß ganz erhebliche größere Mengen der einzelnen Anteile, ganz besonders aber der Silikate vorhanden sind, welche hier noch einen sandartigen Charakter haben. Das Produkt wird also in dieser Form in der Kautschukwarenfabrik nicht ohne weiteres Verwendung finden können, sondern muß trotz des scheinbar durchgeführten Wasch- und Trockenprozesses der gleichen Prozedur zu seinem Nachteil nochmals unterzogen werden. Außerdem kommt für die Berechnung als Handelsprodukt noch in Erwägung, daß sie ja in dem Produkt, entsprechend der Probe 2, ein Mindergewicht der Probe 1 gegenüber von 16 vH. haben. Eine Normalmischung, welche in gleicher Weise von dieser Probe, wie oben bei Probe 1, hergestellt worden ist und danach vulkanisiert wurde, zeigt, daß bei der Vulkanisation in diesem Falle noch etwas mehr Schwefel wie bei Probe 1, nämlich in diesem Falle 4,7 vH., aufgenommen war, und trotzdem war das Produkt bei der Prüfung im Schopper-Apparat bei Ringen von gleichen Dimensionen, wie bei Probe 1 angegeben, geringwertiger. Bei der Belastung bis zum Bruch wurde eine Dehnung um 872 vH. erreicht, und es war hierzu eine Zuglast von 39,4 kg erforderlich, trotz höherer Vulkanisation also eine um 10 vH. geringere Bruchlast, der Last entsprechend eine um 10 vH. höhere Dehnung dem Muster 1 gegenüber. Also es ist dem Material ein Teil seines natürlichen Nervs durch die Weiterbehandlung genommen. Im übrigen ist wohl nur noch zu sagen, daß die in beiden Fällen erhaltenen Harze ziemlich hart sind. Ob das Material noch besser durch geeignete Vorarbeit wie Probe 1 gemacht werden kann, wird sich zeigen, sobald wir die uns aus Afrika avisierten unbearbeiteten Proben erhalten haben. Das vorliegende Arbeitsergebnis gibt aber schon in außerordentlich charakteristischer Weise Fingerzeige für die Art der Behandlung. (6. 1. 1912.)

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Kautschukartige Substanz, eingedickter Milchsaft von Cerbera Odollam, Maquesas-Inseln.	Kautschuk-Zentralstelle für die Kolonien, Berlin.	Die uns übersandte Probe eines kautschukartigen Produktes, nach Angabe den eingedickten Milchsaft von Cerbera Odollam, einem in den Maquesas-Inseln vorkommenden Baum, darstellend und aus Tahiti stammend, haben wir wunschgemäß einer Untersuchung auf Qualität und Marktfähigkeit unterzogen, soweit es die außerordentliche Kleinheit der Probe — es standen insgesamt nur etwa 25 g Material zur Verfügung — zuließ. Die Substanz stellt in ihrer Beschaffenheit bei gewöhnlicher Temperatur eine zähe, außerordentlich stark klebende Masse dar.

Die Probe hatte im Durchschnitt folgende Zasammensetzung:

Wasser	12,4 vH.
Harz	68,1 «
Mechanische organische Verunreinigungen	7,9 «
Eiweißsubstanzen	1,9 «
Mineralbestandteile (Asche)	1,7 «
Kautschuk-Substanz	8,0 «
	100,0 vH.

Die Asche besteht in der Hauptsache aus Gangart, Tonerde und Eisenoxyd sowie aus Sulfaten des Magnesiums. Kalksalze wurden nicht nachgewiesen. Das Harz ist hart und noch etwas klebend. Aus der Zusammensetzung der Probe läßt sich ein einwandfreies Bild über die Qualität und Marktfähigkeit nicht gewinnen. Diese hängt bei derartigen Produkten zum Teil von der Beschaffenheit des Kautschuks, zum Teil von der Art der Harze ab, die eventuell in der Lack- und Farbindustrie Verwendung finden können. Um hierüber ein Urteil zu gewinnen, müssen jedoch sehr erheblich größere Materialmengen zur Verfügung sein, so daß die Möglichkeit gegeben ist, die Eigenschaften des Kautschuks sowie seine Vulkanisationsfähigkeit zu prüfen und die Harze zu verarbeiten und zu destillieren. Auch die Frage, welche Säure sich am besten zur Koagulation des Baumsaftes eignen dürfte, läßt sich von vornherein nicht beantworten. Im allgemeinen versagt die Koagulation derartiger Produkte bei Zusatz von Säure, und zeigt sich für dieselben Tanin oder auch Alkohol geeignet. Es dürfte sich empfehlen, größere Mengen des koagulierten Materials, mindestens 20 kg, unter genauer Angabe der Gewinnungsweise, zu übersenden, damit wir dasselbe entsprechend verarbeiten können. Sollte dem Einsender der Probe die Koagulation in der angeregten Weise nicht gelingen, so empfehlen wir, mindestens 40 Liter des Saftes uns in gut verschlossenen Blechtins zuzusenden. Eine Koagulation durch einfaches Eindicken ist entschieden zu widerraten, da das Material hierdurch an ursprünglichen Eigenschaften einbüßt und nicht mehr richtig bewertet werden kann.

(18. 1. 1912.)

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Reisähren aus Neuguinea.	Botanische Zentralstelle für die Kolonien, Dahlem.	Die eingesandten Reisähren stammen von einem rotfrüchtigen Bergreis. Bergreis ist im allgemeinen minderwertiger als der Wasserreis, und seine allerdings meist rotfrüchtigen Sorten sind wieder weniger wert als die weißfrüchtigen. Daß Wasserreis wie Bergreis an vielen Plätzen Neuguineas sehr gut gedeihen würde, steht außer Frage, und kleine Leute würden den Anbau auch wohl für sich rentabel gestalten können, der Anbau im großen dürfte aber an der Arbeiterfrage scheitern. Um Bergreissaat zu beschaffen, empfiehlt es sich, sich an das Department de l'Agriculture in Buitenzorg, Java, zu wenden und von ihm ein Sortiment von etwa 6 der besten Sorten zu erbitten. Kleinere Quantitäten liefert es meist umsonst oder berechnet zum wenigsten nur die geringen Spesen. (7. 12. 1911.)
Wurzel, einen Heilstoff enthaltend, aus Deutsch-Ostafrika.	Pharmazeutisches Institut der Universität Berlin, Steglitz-Dahlem.	Die Wurzeln stammen von einer Composite, und zwar nach Bestimmung von Herrn Dr. Muschler im Botanischen Museum handelt es sich hier um die neue Spezies einer Athrixia. Herr Muschler nennt die Pflanze Athrixia Thomsiana Muschler spez. nov. Eine chemische und pharmakologische Untersuchung dieser Wurzel konnte nicht vorgenommen werden, weil das eingesandte Material zu geringfügig war. (6. 3. 1912.)

c. Technische Prüfung.

Tabelle III.

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Bohnen, (Voanemba und Antaka) aus dem Süden Madagaskars.	Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Kolonial-Abteilung, Berlin.	Die uns übersandten Bohnenproben aus Madagaskar Vigna catjang (sinensis) die kleinere Probe und Lablab vulgaris weißflügelig sind in vielen Spielarten in fast allen Tropenländern kultivierte und von den Eingeborenen genossene Hülsenfrüchte. Analysen finden sich in dem bekannten König: Die Untersuchung landwirtschaftlicher und gewerblich wichtiger Stoffe, Berlin, Parey. Vigna wird gelegentlich in beschränkten Quantitäten an der Hamburger Börse gehandelt, meist für den Export in andere überseeische Gebiete. Der Haupthandels-Platz ist Marseille. (15. 1. 1912.)
Bohnen, Madagaskar- aus dem Rufiyi-Gebiet, Deutsch-Ostafrika.	Holstein - Ölwerke, G. m. b. H., Altona-Bahrenfeld.	Der Olgehalt dieser Bohnen stellte sich auf 3,3 vH., welcher naturgemäß viel zu niedrig ist, um die Bohnen für die Margarinefabrikation verwenden zu können. Es lohnt sich nicht, Saaten mit solch niedrigem Ölgehalt entweder zu extrahieren oder zu pressen, da sich die Verarbeitungskosten selbst nicht durch die Ausbeute an Öl decken. (9. 2. 1912.)
Desgl.	Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Kolonial-Abteilung, Berlin.	Die uns übersandten Bohnen stammen von der in den Tropen überall einheimischen Canavalia gladiata var. leucosperma (= C. ensiformis) ab. Nach mikroskopischen Untersuchungen enthält diese Bohne fast kein Fett, sondern nur Stärke und Protein. Es ist dem Anschein nach ein ähnliches Verhältnis, wie bei unseren Gartenbohnen. Also 48 vH. Stärke und 24 vH. Eiweiß. Dazu könnten vielleicht noch 1,5 vH. Fett wie bei anderen Bohnen kommen. (8. 3. 1912.)

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Hanf, Getrockneter Bananen- aus Süd-Kamerun.	Max Einstein, Hamburg.	Das vorliegende Muster ist nichts Besonderes, es gibt reichlich Auswahl in Fasern solcher Qualität. Den Wert wie vorliegend taxiere ich auf etwa M. 45,— per 100 kg. (20. 1. 1912.)
Hanf von Hibiscus cannabinus aus Deutsch-Ostafrika.	Deutsche Fascrstoff-Gesellschaft m. b. H., Berlin.	Qualität: Feinheit: Die einzelne Faser hat eine bemerkenswerte Feinheit und steht hierin in höherer Klasse als die javanische, und insbesondere höher als die chinesische Ware. Glanz. Der Lüster des Rohproduktes ist recht bedeutend und erinnert stark an beste Klasse ostindischer Okro-Faser (Hibiscus esculentus). Reißfestigkeit. Die Reißfestigkeit ist entsprechend dem Glanz der Ware eine bedeutend höhere, als sie die chinesische und die ostindische Marktware aufweist. Die letztere ist in ihrem Durchschnittsausfall meist brüchig und spröde, während sich die vorliegende Ware durch fast seidenartigen Glanz, welcher stets ein Zeichen großer Reißfestigkeit ist, auszeichnet. Farbton: Die Farbe ist silbergrau und recht gleichmäßig. Die Ware steht hierin dem Uganda-Hibiscus nach, da jene an sich bessere Sorte fast blütenweiß vorkommt. Preisbildung: Den Preis für die begutachtete Ware schätzen wir auf £ 25 bis 26. — cif Hamburg p. t., während gewöhnliche chinesische Ware zu £ 18,—, bessere ostindische Sorte zu £ 23 $^{1}/_{2}$ und die feinste Sorte aus Uganda zu £ 28 bis 30,— cif Hamburg p. t. gehandelt wird. Marktfähigkeit. Die begutachtete Ware eignet sich bis zu einem gewissen Grade für die Zwecke der Feinfaser-Veredelung. Der große Markt liegt jedoch auf den der Jute und der Hanf-Industrie verwandten Gebieten. Sie eignet sich zur Anfertigung von Jute-Geweben, Seilen und Garnen. Die Abfälle finden in der Papierfabrikation gewiß gute Verwendung. Durch den guten und gleichmäßigen Ausfall der Ware scheint das Absatzgebiet unbeschränkt, um so mehr als die Ware in vieler Hinsicht direkt als Jute-Ersatz für die Zwecke der Jute-Industrie verwendet werden kann. Pflanzengummi-Gehalt. Die Ware ist sehr wenig gummös verklebt und hanf- und juteartig recht offen. Die mikroskopische Untersuchung ergab eine homogene, reine, fast splitterfreie Faserstruktur. (12. 4. 1912.)
Desgl.	Heinr. Ad. Teegler, Hamburg	Das Muster entspricht annähernd einer ostindischen Jute-Faser in der Preislage von etwa 22.— p. t. (unter Berücksichtigung des gegenwärtig hohen Preisstandes für Roh-Jute). Die Deutsche Jute-Industrie wird jedoch solche Jute in größerem Umfange kaum verwenden können, es sei denn, daß die Faser

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Hanf von Hibiscus cannabinus, Deutsch-Ostafrika.		durch etwas längeres Rösten (Aufweichen im Wasser) weicher und geschmeidiger würde. Durch ein solches Verfahren würde die gelegentlich zusammenhaftende Faser vielleicht auch besser teilbar werden, und außerdem der der Faser noch anhaftende Bast sich wohl lösen. Gegen Farbe und Abschnitt der Wurzelenden wäre unseres Erachtens nichts einzuwenden. (12. 4. 1912.)
Desgl.	Max Einstein, Hamburg.	Hibiscus cannabinus wird gewöhnlich als eine Pflanze bezeichnet, welche den „Bombay-Hanf" des Handels liefert. Die Hauptspezies des Bombay-Hanfes im Handel ist der Jubblepore-Hanf, welcher von Crotalaria tenuifolia (Sunn-Hanf) stammt. Was als „Sunn-Hanf" im Handel ist, hat wiederum anderen Faser-Charakter als Jubblepore-Hanf, und soll von Crotalaria juncea stammen. Der Jubblepore-Hanf sowohl als der Sunn-Hanf sind billige Ersatzstoffe von echtem Hanf, Cannabis sativa u. dgl. Die Hibiscus-Arten gehören bekanntlich zu den Malvaceen, die Sunn-Hänfe dagegen zu der Familie der Leguminosen. Cannabis sativa ist eine Uriticacee. Hibiscus cannabinus ist eine juteähnliche Faser. Die echte Jute aber endlich ist eine Tiliacee. Von Hibiscus gibt es noch eine ganze Anzahl anderer Arten, welche als Faserträger bekannt sind, und viele davon werden dem Bombay-Hanf zugezählt. Es ist aber schon oft ihr juteartiger Charakter erwähnt. Im Handel wird natürlich nicht so genau nach Stammpflanzen unterschieden. Haben aber die Hibiscus-Arten im allgemeinen große Ähnlichkeit mit Jute, so werden sie tatsächlich als Bombay-Hanf nicht verwandt. Juteartige Fasern würde man im Konsum nicht als Bombay-Hanf durchlassen, weil man von Hanf andere Eigenschaften, größere Reißfestigkeit und besonders größere Unempfindlichkeit gegen Feuchtigkeit verlangt als von Jute. Es besteht also eine ziemliche Unklarheit über die Stammpflanzen der im Handel vorkommenden indischen Hänfe. Wenn für die von Hibiscus cannabinus Ihr Muster typisch ist, so ist H. c. ein für allemal nicht als eine Pflanze zu betrachten, welche hanfartige, sondern eine weiche juteartige Faser liefert. Ihr Muster entspricht einer etwas kurzen, sonst aber recht guten Jute und dürfte heute etwa M. 45.— per 100 kg wert sein. (6. 4. 1912.)
Harz aus Togo und Deutsch-Südwest-afrika.	Verein Deutscher Zellstoff-Fabrikanten, Breslau.	Wir erhielten von Ihnen zur Untersuchung: 1. eine Probe ohne Bezeichnung; 2. eine Probe bezeichnet Daniella thurifera, ausgesucht reines Harz; 3. eine Probe bezeichnet Daniella thurifera, roh; 4. eine Probe bezeichnet Daniella conifera, ausgesucht reines Harz; 5. eine Probe bezeichnet Daniella conifera, roh. Während die erste Probe im festen Zustand vorlag, wurden die letzteren vier Harzsorten in ölig-flüssigem

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Harz aus Togo und Deutsch-Südwest-afrika.		Zustande zur Untersuchung übersandt. Bei der Untersuchung leitete uns hauptsächlich der Gedanke, eine Verwendbarkeit der Materialien in der Papierfabrikation festzustellen oder eine solche zu ermöglichen. Infolgedessen gingen wir dergestalt vor, daß wir den Verseifungsgrad bestimmten, dann mit einer größeren Menge (100 g) eine Verseifung (mit Soda) vornahmen und die Art und Menge der erhaltenen Seife resp. des dabei erhaltenen Fällungsproduktes feststellten. Bezüglich des ersten uns übersandten Stückes eines angeblichen Harzes stellten wir fest, daß es von vornherein für die Verwendung in der Papierfabrikation auszuschließen ist, da es sich sowohl in Alkohol, Äther oder Benzin gar nicht oder nur unmerklich löst, als auch bei der Behandlung mit Soda oder ähnlichen Verseifungsmitteln keine andere Veränderung als das Weichwerden in der Hitze zeigt. Es dürfte sich hier also kaum um Harz oder harzartige Substanzen handeln, sondern eher — unserer Annahme nach — um eine kautschukähnliche Masse. Eine nähere Identifizierung war uns mit den zu Gebote stehenden Mitteln leider nicht möglich. Daniella thurifera, ausgesucht reines Harz: Verseifungszahl 61,6, zeigte bei der Behandlung mit Soda in der Hitze eine deutliche Seifenbildung (Verseifung mit 5 g Soda auf 100 g Rohprodukt), während sich über dieser Seife ein klares Öl abschied. Beim Verdünnen mit Wasser bildete sich eine weiße Leimmilch, die durch Erwärmen und annäherndes Neutralisieren mit Schwefelsäure im Scheidetrichter von dem obenauf schwimmenden Öl geschieden werden kann. Beim Ansäuern scheidet sich aus der Harzmilch das Harz als eine gelblich-weiße zähflüssige Masse ab, die sich sofort zum größten Teil zusammenballt. Die letzten Reste von Harz werden erst durch kräftiges Schütteln aus der Milch ausgefällt. Die Ausbeute an Harz betrug bei diesem Produkt etwa 10 vH. der angewandten Menge, die übrigen 90 vH. waren Öl und kleine Verunreinigungen. Daniella thurifera, roh. Verseifung 56. Behandlung wie bei Daniella thurifera rein. Zur Verseifung wurden hier auf 100 g $4^1/_2$ g Soda angewandt. Die sich ausscheidende Harzmasse ist etwas dunkler infolge von Verunreinigungen, Ausbeute an Harz etwa 6 bis 7 vH., der Rest von 93 bis 94 vH. besteht aus Öl mit etwas gröberen Verunreinigungen. Daniella conifera, ausgesucht reines Harz. Verseifungszahl 61,3, verseifte sich rasch und gut (mit etwa 5 g Soda auf 100 g Rohprodukt) und zeigte ebenso wie die anderen Sorten eine starke Ölschicht, die sich beim Trennen im Schütteltrichter mit Wasser zu einer weißen Flüssigkeit emulgierte, eine Erscheinung, die das Öl der oben besprochenen Sorten nicht zeigte. Die Leimmilch schied durch Ansäuern weiße Flocken von Harz aus, die auch hier nach einiger Zeit, allerdings etwas langsamer als bei den oben besprochenen Sorten, zu der oben be-

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Harz aus Togo und Deutsch-Südwest-afrika.		schriebenen zähflüssigen Masse sich zusammenballte. Diese Zusammenballung trat hier allerdings nicht so plötzlich wie bei den Thuriferaproben ein. Die Ausbeute betrug etwa 20 vH. der angewandten Menge. Daniella conifera, roh. Verseifungszahl 23,4, ergab infolge der außerordentlichen Verunreinigung ein kaum noch als Harz anzusprechendes Produkt und ließ sich überhaupt sehr schwer behandeln. Unser Urteil über eine etwaige Verwendbarkeit der vorliegenden Kolonialprodukte zu Leimzwecken in der Papierfabrikation ist folgendes: Die ersten drei Sorten sowie die letzte Probe scheiden von vornherein wegen des teils überhaupt nicht vorhandenen, teils äußerst geringen Gehaltes von wirklich brauchbarem Harz von einer Verwendung aus. Des weiteren ist es äußerst fraglich, ob das in dem Öl der Daniella thurifera vorhandene Harz wegen seiner Eigenschaften sehr schweres resp. nur unvollkommenes Ausscheiden des Harzes beim Versetzen mit Alaun sowie gleichzeitiges Zusammenballen zu zähen Harzklumpen in der Papierfabrikation von Nutzen sein kann, da unter diesen Umständen das gleichmäßige Niederschlagen auf die Papierfaser nur unvollkommen erreicht werden dürfte. Es bliebe noch Daniella conifera, das reinere Produkt. Hier hat man ja etwa 20 vH. verwendbares Harz in der Masse enthalten. Es wäre also nur die Frage, in welcher Form durch eine Aufbereitung die Trennung des Harzes von dem Öl durchgeführt werden kann, zu beantworten. In dem Zustande, in dem es uns hier zur Untersuchung vorlag, kann natürlich nicht an eine Verwendung in der Papierfabrikation gedacht werden, da einerseits das vorhandene Öl nicht gerade als Vorteil für das herzustellende Papier betrachtet werden kann, anderseits dasselbe auch als unnützer Ballast die Frachtkosten derart erhöhen würde, daß ein Nutzen bei der Anwendung dieses Produktes nicht vorauszusehen ist. Wenn sich eine eventuelle Verwendungsmöglichkeit des Öles feststellen ließe, dann wäre allerdings der letzte Einwand hinfällig, da dann in Deutschland durch Rektifizierung Öl und Harz getrennt werden könnten und die Frachtkosten sich sowohl auf das eine als auf das andere Produkt verteilen ließen. Wir haben einen kleinen Versuch gemacht, durch Fraktionierung das Harz zu isolieren, und erreichten auch, daß etwa 34 vH. des Öles abdestillierten und eine eingedickte Masse zurückblieb. Da wir unter gewöhnlichem Druck arbeiten mußten, benötigten wir zur Destillation eine Temperatur von 255 bis 265° C, bei welcher die übergehende Flüssigkeit schon anfing, sich zu zersetzen; auch nehmen wir an, daß die Fraktionierung bei gewöhnlichem Druck uns kein vollkommen richtiges Bild einer Trennung des Öles von dem vorhandenen Harz gegeben hat. Doch gehen wir kaum fehl in der Annahme, daß im Vakuum, vielleicht auch im Wasserdampfstrom, eine Trennung ohne Zer-

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Harz aus Togo und Deutsch-Südwest-afrika.		setzung zu ermöglichen wäre. Das übergehende Öl ist wasserhell und hat das spezifische Gewicht 0,92; die Identifizierung des Destillats bleibt einem berufeneren Laboratorium überlassen, da uns hierfür die nötigen Mittel leider nicht zu Gebote stehen. Sollte sich eine Trennung glatt bewerkstelligen lassen und eine Verwendung für das Öl gefunden werden, so stünde einer Benutzung dieser Harzsorte kaum noch etwas im Wege, da das erhaltene Harz auch in bezug auf seine Farbe dem amerikanischen Harz, Marke E, nichts nachgibt. (20.2.1912.)
Gummi arabicum aus der Gegend von Muansa, Deutsch-Ostafrika.	E. H. Worlée & Co., Hamburg.	Wir müssen Ihnen leider mitteilen, daß es sich um eine Sorte Gummi arabicum handelt, die recht schwer verkäuflich sein dürfte, da sie unbeliebt und wenig eingeführt ist. Wir taxieren den Wert der 4 Proben wie folgt: 1. etwa 25,— bis 30,— M, 2. etwa 25,— M., 3. etwa 22,50 M., 4. etwa 15,— bis 18,— M. per 100 Kilo, cif Hamburg, hiesiges Gewicht. Da es sich aber um uncourante Ware handelt, so können wir den Import nicht empfehlen. (23. 4. 1912.)
Gummi arabicum von Muansa, Deutsch-Ostafrika.	Desgl.	Wir haben die Ware auf ihre Löslichkeit hin untersucht, und wenn sie sich auch nicht ganz löst, so ist sie doch von recht guter Qualität. Wenn die Ware in gleicher Beschaffenheit wie Ihr Muster geliefert wird, hätte sie heute einen Verkaufswert von etwa M. 85,— per 100 kg netto, und wir würden Ihnen empfehlen, sich einmal ein Quantum in Konsignation kommen zu lassen, um größere Versuche damit anstellen zu können. Nach unserer Ansicht ist der Gummi, wenn er so rein und ohne Grus geliefert wird wie Ihre Probe hier, stets schlank verkäuflich, doch ist der Gummimarkt, wie Ihnen bekannt sein dürfte, stets größeren Schwankungen unterworfen. (29.11.1911.)
Desgl.	Walsöe & Hagen, Hamburg.	Wir haben das uns übersandte Muster Gummi arabicum vom Viktoria Nyansa untersucht. Nach dem kleinen Muster läßt sich allerdings nicht viel beurteilen, es scheint aber jedenfalls, daß es sich um einen Gummi handelt,

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Gummi arabicum von Muansa, Deutsch-Ostafrika.	Walsöe & Hagen, Hamburg.	der dem bekannten Kordofan-Gummi ähnlich ist. Bevor man indessen ein maßgebendes Urteil abgeben kann, ist es erforderlich, einige hundert Kilos der Ware zum Versuche zu bekommen. Wir beziehen Kordofan-Gummi aus dem ägyptischen Sudan regelmäßig in großen Mengen, etwa 1200 t per Jahr, und wir wären daher wohl in der Lage, vorläufig alles, was von der uns bemusterten Ware an den Markt kommt, aufzunehmen. Die Lösung des ostafrikanischen Gummis entspricht ungefähr der des Kordofans, nur scheint uns, als ob die Ware beim Rühren schäumt, was sie allerdings für manche Zwecke unverwendbar machen würde. Die Preise, die für die Ware zu erzielen wären, richten sich nach Angebot und Nachfrage. Vor einigen Jahren war der Marktpreis für Kordofan-Gummi etwa M. 40,—, im Jahre 1910 stieg er wieder und bewegte sich zwischen M. 50,— und M. 60,—, und in diesem Jahre ging der Preis infolge der erhöhten Nachfrage und geringen Zufuhren aus anderen Gegenden bis auf M. 90,— hinauf. (25. 11. 1911.)
Desgl.	Lehmann & Voß, Hamburg.	Auf Ihre Anfrage betreffs Gummi arabicum erwidern wir, daß ein von uns vorgenommener Versuch das gleiche Resultat hinsichtlich Löslichkeit und Klebekraft ergeben hat, wie bei dem bekannten arabischen Kordofan-Gummi. Der neue Gummi dürfte nach unserer Ansicht ungefähr dieselben Preise erzielen wie Kordofan-Gummi resp. sich diesem anpassen müssen. Ein Markt dürfte hier stets vorhanden sein. Kordofan-Gummi wertet heute auf Abladung von Ägypten etwa M. 86,— per 100 kg, ist aber schon häufiger auf M. 50,— per 100 kg herunter gewesen, und dürfte in solchen Fällen auch für den neuen Gummi nicht mehr zu erzielen sein. Wir teilen Ihnen dies ohne Verbindlichkeit für uns mit. (29.11.1911.)

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Gummi arabicum von Muansa, Deutsch-Ostafrika.	C. E. Röper, Hamburg.	Die Ware wäre hier in größeren Quantitäten zu plazieren, sofern solche in Übereinstimmung mit den Preisen für andere Sorten Gummi erhältlich ist. Ich sehe Ihrer Mitteilung gern entgegen, sobald Sie ein Urteil darüber haben, welche Quantitäten von diesem Gummi an den Markt gebracht werden. Der heutige Wert für den bemusterten Gummi arabicum etwa M. 70,— per 100 kg netto cif Hamburg einschließlich Emballage, vorausgesetzt, daß der Gummi so grusfrei und rein ausfällt wie Ihre Probe. (25. 11. 1911.)
Desgl.	Hachfeld, Fischer & Co., Hamburg.	Diese Ware ist hier wohl zu verkaufen und wertet etwa M.65 bis 70 per 100 kg. Es kommen nur selten Sendungen dieser Provenienz herein und sind zum Teil auch nur von sehr geringer Qualität gewesen. Nach dem von Ihnen gesandten Muster zu urteilen, scheint es sich bei den 50 kg um eine mittlere Qualität zu handeln, doch läßt sich ein genaueres Urteil erst fällen, nachdem man das Lot im ganzen gesehen hat. (27. 11. 1911.)
Guttapercha aus Neu-Guinea.	Norddeutsche Seekabelwerke, Akt.-Ges., Nordenham.	Die chemische Analyse, für welche wir von jedem der drei Stücke einen Teil verwendet haben, kommt, auf den Durchschnitt berechnet nicht ganz so günstig aus, wie diejenige der uns von Ihnen übersandten Probe der ersten Sorte. Das beweist uns wieder, daß die Qualität nicht regelmäßig fällt und vielleicht auf das Alter der angezapften Bäume und auf den Distrikt, in dem sie gewachsen sind, zurückzuführen ist. Immerhin stellt die Sorte I eine für die Seekabelfabrikation brauchbare Guttapercha dar. Bei der Sorte II handelt es sich dagegen um ein ganz minderwertiges harzreiches und für unsere Zwecke nicht in Betracht kommendes Produkt, dessen heutigen Marktwert wir auf etwa 65 bis 75 Pfg. für das Kilogramm ab Hamburg schätzen. (27. 11. 1911.)

Herkunft und Produkt:	Untersucht durch:	Ergebnis:
Guttapercha aus Neu-Guinea.	Norddeutsche Seekabelwerke, Akt.-Ges., Nordenham.	Wir teilen Ihnen nach Untersuchung der Proben ergebenst mit, daß es sich hier um ein sehr minderwertiges harzreiches Material handelt mit nur geringem Gehalt an Gutta. Für Seekabelzwecke kann diese Guttapercha nicht in Betracht kommen, ihren Wert auf Grund der heutigen Marktlage für ähnliche geringe Guttaperchasorten schätzen wir auf 75 bis 85 Pf. für das Kilogramm. (15. 1. 1912.)
Zapupefaser aus Amani, Deutsch-Ostafrika.	Max Einstein, Hamburg.	Die Qualität ist besser, als was bisher von Mexiko an den Markt kam. Entsprechend dem Angebot ist der Absatz noch nicht groß und wird sich wohl im Verhältnis zum Angebot entwickeln. Ihr Muster taxiere ich ungefähr gleichwertig mit bestem deutsch-ostafrikanischen Sisal, sage auf M. 52,— per 100 kg. (8. 1. 1912.)
Desgl.	Bremer Tauwerk-Fabrik A.-G., Grohn, Post Vegesack.	Diese Faser ist gegenüber der bisher aus Mexiko empfangenen bezüglich Länge und Reinheit der Faser entschieden vorzuziehen. Dieselbe zeigt sehr große Ähnlichkeit mit deutsch-ostafrikanischem Sisalhanf und wird wohl im allgemeinen auch an Stelle desselben oder mit demselben gemeinsam zur Verarbeitung gelangen, sofern größere Quantitäten davon an den Markt kommen. Wir erachten die Verarbeitungsfähigkeit dieser deutsch-ostafrikanischen Zapupefaser entschieden günstiger als die der mexikanischen und würden für gewisse Zwecke dieselbe auch dem deutsch-ostafrikanischen Sisalhanf vorziehen. Der Preis müßte sich für diese Verwendungszwecke jedenfalls in denselben Grenzen bewegen wie ostafrikanischer Sisalhanf, soviel sich nach dem verhältnismäßig kleinen Muster beurteilen läßt. (8. 1. 1912.)

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von
E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71